

Dossier : Unternehmen - Unterlassen

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **76 (1996)**

Heft 6

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gerd Habermann,
geboren 1945, studierte
Sozialwissenschaften
und Philosophie an den
Universitäten Frankfurt
am Main, Wien, Tübingen
und Konstanz. Leiter des
Unternehmerinstituts in Bonn und
Dozent an der dortigen
Universität. Autor von:
Der Wohlfahrtsstaat,
Geschichte eines Irrwegs,
Propyläen-Verlag,
Frankfurt am Main 1994.
Gekürzte schriftliche
Fassung eines Vortrags,
welcher an der bankwirtschaftlichen
Tagung der Volks- und Raiffeisenbanken
im November 1995 in Garmisch-Partenkirchen
gehalten worden ist.

UNTERNEHMEN UND UNTERLASSEN

Über zwei Arten der Lebensmeisterung

Mit einer grob vereinfachenden Abstraktion könnte man die Menschen mentalitätsmässig und soziologisch in zwei Kategorien einteilen, die Unternehmer und die Unterlasser: der homo activus auf der einen, der homo contemplativus auf der anderen Seite.

Eduard Spranger, der deutsche Philosoph und Pädagoge, unterscheidet zwischen dem theoretischen, dem ökonomischen, dem ästhetischen, dem sozialen, dem religiösen Menschentyp und dem Machtmenschen. Sein philosophischer Kollege *Karl Jaspers* teilt die Menschen in Realisten, Romantiker und Heilige ein. Ich will bei einer Zweiteilung bleiben: beim Yin und Yang, Unternehmer und Unterlasser, Hammer und Amboss.

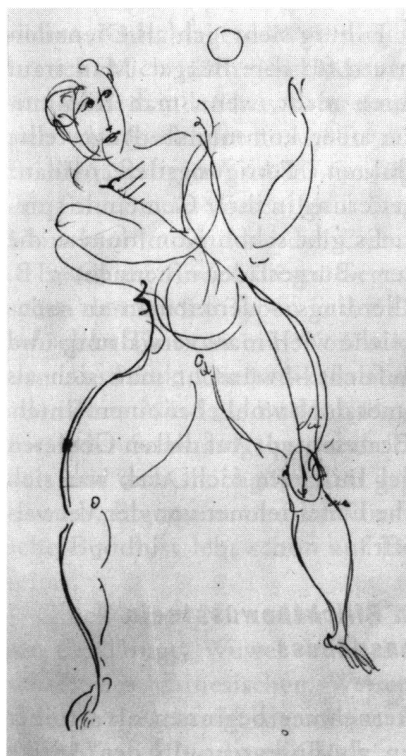
Dem unternehmerischen Typus begegnen wir in zwei Hauptvarianten: dem wirtschaftlichen und dem – dieser Ausdruck wird Sie vielleicht überraschen – «politischen» Unternehmer. Angesichts der gegenwärtigen Leistungen unserer Berufspolitiker wird wohl mancher tüchtige Unternehmer jede Verwandtschaft mit seinem politischen Kollegen weit von sich weisen. Dennoch haben Unternehmer und Politiker unleugbar soziologische Gemeinsamkeiten: Beide kombinieren Menschen und Sachmittel miteinander, um eine organisatorische Aufgabe zu lösen. Allerdings werden bei genauerer Betrachtungsweise Unterschiede sichtbar: Der Politiker kann seinen politischen Grossbetrieb – dieses riesige Monopolunternehmen, Staat genannt – mit

Zwangsmitteln finanzieren; gerät dieses Unternehmen in die finanzielle Krise, braucht er nur die Steuern oder mit wohlklingenden Namen wie Solidarbeitrag usw. verschönerte, andere Abgaben zu erhöhen, und bis zu einem gewissen Ausmass lassen die Steueruntertanen sich das auch gefallen. In der Möglichkeit zwangsweiser Refinanzierung liegt seine Kreditfähigkeit. Das physische Zwangsmonopol der Staatsapparat – der Gerichtsvollzieher, etwas weniger hochtrabend gesagt – lässt dem Untertanen keine Wahl, abgesehen von der Möglichkeit einer Abwanderung in die «Schwarzarbeit», «Schattenwirtschaft», *moonlight-economy* oder ins Ausland.

Die Politiker leben heute meistens nicht nur für, sondern auch von der Politik, und so sollte man sich nicht weiter darüber wundern, dass sie ihren Marktanteil am Sozialprodukt, die Staatsquote, ständig auszudehnen wünschen. So ist der moderne Wohlfahrtsstaat entstanden, der recht wenig mit allgemeiner Wohlfahrt, wohl aber mit der Wohlfahrt politischer Interessenten zu tun hat. Das typische Produkt des Politikers sind Staatsleistungen. Er wünscht sich einen möglichst hohen Absatz davon, um dann dafür wieder gewählt zu werden.

Der wirkliche Unternehmer muss dagegen sein Geld durch Leistungen für die Kunden erst einmal verdienen; dabei hat er viel Konkurrenz. Er kann immer nur im Wettbewerb verdiente oder ererbte oder geliehene Mittel einsetzen. Wenn er scheitert, bekommt er dafür kein Staatsbegräbnis. Allerdings wird er dafür auch nicht ge-

Oskar Schlemmer (1928)
aus: Oskar Schlemmer:
Der Mensch, Florian
Kupferberg, Mainz 1969.



henkt oder erschossen, wie dies manchem politischen Unternehmer schon passierte...

In gewisser Weise wird der Unternehmer auch gewählt oder abgewählt – wenn nämlich der Kunde seine Produkte wählt oder meidet. Der eigentliche Arbeitgeber und Arbeitsplatzbeschaffer ist ja immer der Kunde. Nicht der Unternehmer, der der Kunde finanziert letzten Endes den Arbeitsplatz, den der Unternehmer anbietet. Geht es mit dem Unternehmen abwärts, kann die Versuchung gross werden, sich selbst zum «politischen» Unternehmer zu mausern und die Kundenabwanderung mit politischen Mitteln aufzuhalten; oder mindestens mit Gefälligkeiten das politische Unternehmertum an sich zu binden: Extremfall Italien. Politische Leistungen für den Unternehmer, der vor der Konkurrenz in die Arme des Staates flieht, sind in der Regel Privilegien und das Leben auf Kosten anderer durch staatliche Geschenke, genannt Subventionen. Der Subvention geht die Korruption voraus. Es ist klar, dass damit der Unternehmer seinen eigentlichen Charakter verliert. Als Beleg für die Auswüchse des Subventionswesens wurde vor einiger Zeit folgender Brief eines Jungbauers an das Landwirtschaftsministerium von der Presse zitiert:

«Sehr geehrter Herr Minister, mein Freund Dr. ... erhielt von Ihnen einen Scheck in Höhe von DM 1000.– aus der EG-Kasse dafür, dass er keine Schweine aufgezogen hat. Daraufhin habe ich beschlossen, ebenfalls das Geschäft des Keine-Schweine-Aufziehens zu betreiben. Bitte teilen Sie mir mit, welche Schweinesorte man am besten nicht aufzieht. Ich würde am liebsten keine Hausschweine aufziehen, bin aber bereit, dasselbe mit Berkshires oder polnischen Schweinen zu machen. Wieviel Prämie kann ich erwarten, wenn ich zunächst einmal 100 Schweine nicht aufziehe und wie entwickelt sich die Prämie, wenn ich meine Kapazität auf 1000 Schweine erhöhe? Kann ich mit einer zusätzlichen Überweisung dafür rechnen, dass ich den Mais und die Gerste, die ich für die Schweine ja nicht brauche, auch nicht anbaue?»

Im Vergleich zu den Unternehmertypen früherer Jahrhunderte ist der moderne Unternehmer relativ zahm: Er wird diszipli-

In gewisser
Weise wird der
Unternehmer
auch gewählt
oder abgewählt –
wenn nämlich der
Kunde seine
Produkte wählt
oder meidet.

Viele
Unternehmer
beginnen als
Stoiker und
enden als
Epikureer.

niert durch die doppelte Buchhaltung, durch den Wettbewerb, durch sein bürgerliches Berufsethos, durch die Organisation freier Arbeit (Vertragsfreiheit mit Kündigungsrecht auf beiden Seiten) und den Zwang zum Streben nach dauerhafter Rentabilität. Die Abenteurer-Unternehmer früherer Zeiten waren dagegen von anderem Schlag. Sie waren Fernhändler, Kondottiere (wie etwa *Wallenstein!*), Steuerpächter, grosse Geldgeber, Kolonialunternehmer, Plantagenbetreiber. Hier wurde ohne doppelte Buchhaltung in ganz grossem Stil gerechnet, und es gab auch noch kein Kartellamt. In Rom und später auch in England und Frankreich wurden Privatunternehmer auch mit politischen Aufgaben betraut. Ein wagender Kaufmann wie *Francis Drake* war gleichzeitig Pirat im Dienste Ihrer Majestät, der Königin. Die Römer ersparten sich lange eine Staatsbürokratie dadurch, dass sie den Steuereinzug ganzer Provinzen an den Meistbietenden versteigerten. Erst mit Kaiser *Augustus* begann hier wie auf anderen Gebieten die Bürokratisierung des Reiches, die dann den Untergang brachte.

Kommen wir zum Typ des Unterlassers. Ich möchte zunächst bezweifeln, ob die Beamten notwendigerweise hierzu zu rechnen sind. Man stellt sie ja oft als Gegenteil zum Unternehmer hin. Beispiele zeigen, dass es möglich ist, auch eine Stadt unternehmerisch zu führen. Die holländische Stadt Tilburg sieht sich als Dienstleistungskonzern für ihre Bürger. Man traut seinen Ohren nicht, wenn man Kommunalpolitiker oder kommunale Angestellte von Produkten, Fertigungstiefe, Bilanz und Budgetierung in ihrer Gemeinde sprechen hört. Es gibt schon Kommunen, die ihre Ämter «Bürgerläden» nennen, z. B. Hagen. Allerdings – denkt man an «sensible» Bereiche wie Finanzverwaltung und Gewerbeaufsicht – wünscht man sich als Unternehmer doch wohl eher einen Unterlasser als Beamtentyp. Auf diesen Gebieten ist allzuviel Initiative nicht das, was sich der typische Unternehmer von der Verwaltung erhofft.

Zwischen Pflichtbewusstsein und Lebensgenuss

Viele Unternehmer beginnen als Stoiker und enden als Epikureer. In der Antike

wurde der unternehmerische Typ mit Pflichtbewusstsein vor allem von der römischen Stoa vertreten; allerdings mehr im Hinblick auf ein politisches Engagement. Das ökonomische Unternehmen im heutigen Sinn war damals nicht salonfähig. Römische Senatoren durften keinen Handel treiben, nur Landwirtschaft galt als standesgemäss.

Die Gegenposition dazu bezogen die Epikureer. Diese epikureische Schule verfocht das müssige Leben in schönen Gärten mit Freunden, bei frugalen Mahlzeiten mit Feigen und Wein und natürlich: *no kids* wie unsere heutigen Yuppies. Diesen Luxus können sich natürlich immer nur einige wenige erlauben, sonst verschwindet die Population. Bei *Epikur* heisst es:

«Befreien muss man sich aus dem Gefängnis der Geschäfte und der Politik.» «Glück und Seligkeit liegen nicht in einer Menge Geldes oder in der Gewichtigkeit der Geschäfte oder in Regierungsämtern und Macht, sondern in Schmerzlosigkeit, Ruhe der Leidenschaften und einer Seelenverfassung, die das Naturgemässe umgrenzt; «Lebe im Verborgenen!»; «Die politische (und unternehmerische) Tätigkeit soll man fliehen als eine Schädigung und den Ruin der Seligkeit.»

Das Glück durch Unterlassen – hier ist es klassisch formuliert. Wer nichts unternimmt, dem kann grundsätzlich auch nichts fehlschlagen. Wer nicht heiratet, braucht auch nicht geschieden zu werden; wer keine Kinder hat, kann nachts garantiert durchschlafen usw. Er hat seinen Frieden. Religiös und ins Geistige gewendet findet man dieses Ideal bei gewissen Mönchsorden und bei den Eremiten.

In China findet dieser Gegensatz zwischen den beiden Typen in der Diskussion zwischen Taoisten und Konfuzianern seinen Ausdruck. Die radikalsten Aussteiger aller Zeiten sind die Buddhisten mit ihrem Ideal der Selbstaufgabe durch Tatenlosigkeit und der Gleichgültigkeit gegen Wettbewerb, Eigentum und Familie. Der typische Buddhist lebt schon auf Erden «jenseits».

Glück durch Nichtstun und Treibenlassen der Dinge, Wuwei – dies ist die Botschaft des chinesischen Weisen, *Laotse*. Und so beschreibt der weise Einsiedler *Hung Ying-Ming* dieses Glück:

Wer nichts
unternimmt,
dem kann
grundsätzlich
auch nichts
fehlschlagen.

Für die
Unabhängigkeit
werden grössere
Entbehrungen
in Kauf
genommen.

«Wenn ich mich verlustieren will,
Dann schlendere ich barfuss durch duftende Gräser,
Und die Vögel vergessen ihr geschäftiges Treiben,
Begleiten mich ein Stück des Wegs,
Wenn mir ein Fleckchen besonders gefällt,
Lockere ich meine Schärpe und sitze entspannt unter
fallenden Blüten
Und die Wolken kommen in aller Stille,
Leisten mir willig Gesellschaft.»

Glück als das «Glück des Winkels», das Glück der Ereignislosigkeit, der Idylle. Tatmenschen sind für dieses Glück besonders empfänglich. «Jetzt fern von den Geschäften in einer Waldhütte oder am Meer sein...» Jeder gestrenge Konfuzianer war auch immer in irgendeinem Winkel seines Herzens Taoist und konnte schöne Gedichte über das Glück in der Bambushütte machen. Die periodische Massenflucht zur Ferienzeit in den Süden, ans Mittelmeer und inzwischen auch an die Karibik und in die Südseeparadiese entspringt wohl auch dem *Laotse* und *Epikur* in uns selbst.

Vielfältige Temperamente und Methoden

Den ganz grossen Unternehmern sind diese epikureischen Neigungen fern. Ihr Einsatz ist anhaltend und unbeirrbar, sie sterben «in den Sielen». In einem Buch über die Erfolgsgeheimnisse grosser Unternehmer ist zu lesen: Fleiss und nochmals Fleiss steht an erster Stelle. *August Thyssen* schlief zeitweise auf seinem Büroschreibtisch, *Karl Benz* und *Reinhard Mannesmann* experimentierten auch nächtens in ihren Arbeitsstuben, *Philipp Rosenthal* strich das Mittagessen, um ununterbrochen weiterarbeiten zu können. Dann die harte Willensdisziplin, Optimismus, ja Sendungsbewusstsein. Leider kommt manchmal auch eine Sparsamkeit bis zum Geiz als auffälliger Zug hinzu. *August Thyssen* fuhr auch als Millionär nur 4. Klasse, und *Rudolf Karstadt* liess sich ein spendiertes Bier im nachhinein noch bezahlen. Bei allen wird ein starkes Streben nach Selbständigkeit bemerkt; für die Unabhängigkeit werden grösste Entbehrungen in Kauf genommen. *Gottlieb Daimler*, *Fritz Henkel* oder *Adam Opel* sind Beispiele hierfür. Auch Frauen dieses Typs sind bekannt, *Melitta Bentz* legte (1908) mit ihrer berühmten Filteridee den Grundstein für das so erfolgreiche Minderunternehmen. Ihr Biograph schreibt,

dass es den Satz «*Das geht nicht*» bei Frau Melitta nie gegeben habe.

Übernahme- oder Teilhaberangebote werden abgelehnt. In gewisser Weise sind diese Unternehmer auch Romantiker – in der Grösse ihrer Vision zumindest; aber ihre praktische, konzeptionelle, technische und kaufmännische Intelligenz lässt sie auf dem Boden bleiben. Kinderstube, Geld und Bildung sind erstaunlicherweise für ihre Karrieren meistens unwesentliche Faktoren. Von «sozialer Kompetenz», ohne die es ja heute nicht gehen soll, ist bei ihnen durchaus nichts zu spüren. Nach gewissen Managementmodellen müssten sie schlechte Unternehmensleiter gewesen sein. Daimler war jähzornig, Thyssen verschoben, Porsche eitel, Neckermann opportunistisch, Nixdorf herrisch, Rosenthal derb, Karstadt penibel. Der Erfolg bedient sich offenbar verschiedener Temperamente und Methoden.

Immer auf dem Posten

Es gibt auch für den dynamischsten Unternehmer Zeiten, in denen er besser «Unterlasser» ist: Wenn die Ungunst der Zeiten und das Politikversagen grosse Würfe und Investitionen nicht geraten sein lassen. Wenn die Nettorendite schmal, die Zinsen hoch, die Belastungen drückend, der Übermut der Ämter erschreckend und der Neid allgegenwärtig ist – da wird auch der unternehmerischste Unternehmer vorsichtig. Politiker pflegen dann die Unternehmer zu «Solidaritätsleistungen» aufzufordern; den Unternehmern wird suggeriert, sie müssten nach Art der Politiker auch in Objekte investieren, deren Nutzen fragwürdig ist und die zum Bankrott führen. Kreditunternehmer werden dann von den Politikern dazu aufgefordert, es bei der Prüfung der Bonität ihrer Kunden nicht allzu genau zu nehmen. Die Politiker fordern andere zum Tragen von Risiken auf, die sie wahrscheinlich selbst als Privatleute nicht eingehen würden.

Der Unternehmer wie der Unterlasser haben jeder ihr eigenes Ethos. Grossartiger ist – wenigstens für mich – der Mensch der Tat. Ethos und Temperament des echten Unternehmers verlangen Herausforderung, Kampf, schnelles Handeln, gespannte Aufmerksamkeit, den rationalsten Einsatz von Zeit und Mitteln. Niemand

Es gibt
auch für den
dynamischsten
Unternehmer
Zeiten, in denen
er besser
«Unterlasser»
ist.

Das Richtige
zur richtigen
Zeit mit den
richtigen Mitteln
und im richtigen
Tempo tun.

hat dieses Ethos besser beschrieben als Benjamin Franklin. Wer kennt den Wert der Zeit besser als ein tätiger Unternehmer? «*Ist Dir das Leben lieb*», so schrieb Benjamin Franklin, «so verschleudere die Zeit nicht, denn sie ist der Stoff des Lebens (...) Wieviel Zeit verwenden wir unnötigerweise aufs Schlafen und bedenken nicht, dass der schlafende Fuchs kein Geflügel fängt: dass man im Grabe lange genug schlafen wird.» Dies ist fast das Ethos eines japanischen Samurai, der unentwegt mit seiner technischen Selbstvollendung beschäftigt ist. Der sorgfältige Umgang mit Mitteln und Zeit wird bei Franklin geradezu ethisiert: Zeit ist Geld; Kredit ist Geld. Das Richtige zur richtigen Zeit mit den richtigen Mitteln und im richtigen Tempo tun – der griechische Gott des günstigsten Augenblicks, *Kairos*, könnte ebenso gut wie *Hermes* der Gott der Kaufleute sein. Dass Leben vor allem Kämpfen heisst, wird jeder Unternehmer unterschreiben. «*Vivere est militare*», schrieb der Stoiker Seneca. Ein Schneesturm im Verkaufsgebiet ist kein Hindernis, sondern eine einmalige Chance. Die Vorstellung, dass die Konkurrenten sich hinter dem warmen Ofen verkriechen, treibt den kämpferischen Unternehmer von Geschäft zu Geschäft. Ein solcher Unternehmer braucht nicht viel Schlaf. Er hat immer Angst, er könnte in dieser Zeit etwas verpassen... Es gilt das «*Toujours en Vedette*», immer auf dem Posten sein, wie Friedrich der Grosse es einmal formulierte.

Das Ethos des Unternehmers will Selbstbehauptung und Expansion. Werner Sombart, der deutsche Ökonom, schrieb ihm vor allem drei Rollen zu: Er muss Organisator, Händler und Eroberer sein. Mit Recht darf er dann verlangen, dass ihm ein grosser Anteil am unternehmerischen Erfolg zufällt, ein gerechter Anteil, der ihm Risiko, Zeiteinsatz, Mitteleinsatz, produktiven Einfall vergütet. Dieser Anteil erscheint den Neidhammeln, die überall fest besoldet und zum Teil unkündbar in den Bürostuben sitzen, oft zu gross, und diese Leute haben sogar eine Philosophie entwickelt, mit welcher sie ihre Neidgefühle als Streben nach «sozialer Gerechtigkeit» umdeuten: der ewige und unschlichtbare Streit gegen die «Besserverdienenden», also alle Leute, die mehr haben als man selbst. So definierte z. B. der Gewerk-

schaftsfunktionär *Steinkühler* den Gewinn als «Prämie für die Verletzung gesellschaftlicher Ziele und für die Vernichtung menschlicher Existenzen».

Taten erzeugen Taten

Man sollte einen Unternehmer auf keinen Fall an den Tugenden eines «Heiligen» messen. Dies ist einfach ein unsachlicher Vergleich, weil «Heiligkeit», die Eigenschaft eines anderen Typs, die edelste Form des Unterlassens ist. Ein Heiliger hält die andere Backe hin und teilt seinen Mantel und sein Brot, auch wenn er dann selber Mangel leidet. Ein Unternehmer teilt seinen Mantel nicht wie Sankt Martin – er geht in die Mantelproduktion, verschafft dem frierenden Bettler einen Arbeitsplatz in seiner Fabrik und genug Kaufkraft, um sich selber einen Mantel kaufen zu können. Ich frage Sie, nebenbei, was ist «sozialer»? Die Teilung des Mantels (jetzt frieren beide) oder die Massenproduktion von Mänteln, so dass alle einen Mantel und überdies einen Arbeitsplatz haben? Die unentbehrliche Ethik des Teilens gehört ins Privatleben, nicht auf den Markt, dessen Ziel die Vermehrung, nicht die Teilung des Sozialproduktes ist. Man muss die moralischen Sphären auseinanderhalten! Die Ethik des Teilens kann nicht die Ethik des Unternehmens sein!

Hat nicht jedermann den Auftrag, mit Lebenszeit und Sachmitteln so zu wirtschaften, dass ein Maximum an «Selbstverwirklichung» dabei herauskommt? «*Werde, der Du bist!*», eine Botschaft für alle. Es sollte jedermanns erste Pflicht, Schuldigkeit und Sorge sein, aus sich etwas zu machen, was Gott und den Menschen gefällt: Schon darin steckt der unternehmerische Auftrag. Jeder Mensch wird insoweit als Unternehmer geboren: Sie, ich, der Arbeiter an der Werkbank, der Angestellte im Büro. Wir sind, glaube ich, nicht dazu gemacht, auf Dauer den epikureischen Idealen des Unterlassens zu folgen. Dieses passive Glück ist ja wohl auch der Leitstern unserer Wohlfahrtsgesetzgebung! Die Wohlfahrtsgesetzgebung des Staates will uns die Eigenbewährung in den «Standardrisiken des Lebens» ersparen. Sie begründet sich aus der Illusion, durch «soziale Sicherheit» über Staatszwang würden die Menschen

1 Robert Ardrey: *Der Gesellschaftsvertrag*, München 1974, S. 241 f.

Die unentbehrliche Ethik des Teilens gehört ins Privatleben, nicht auf den Markt, dessen Ziel die Vermehrung, nicht die Teilung des Sozialproduktes ist.

«glücklicher». Um uns als lebendige Menschen zu fühlen, brauchen wir jedoch alle Erlebnisse, Widerstände, Gefahren, Emotion und Kampf. Es ist ja erstaunlich, was Menschen sich inzwischen freiwillig auferlegen, wo es dem Alltagsleben an Würze fehlt: von den Extremsportarten bis zum «Erlebnisurlaub» und zum Überlebens-training. Der Umgang mit Primitivtechnik wird ebenso geübt wie das Überleben unter widrigsten Umständen. Hochzivilisierte Menschen zahlen viel Geld, um die Grenzen ihrer Belastbarkeit auszuloten.

Der Ethologe Robert Ardrey¹ äussert sich dazu wie folgt: «*Wir suchen nach Selbstbestätigung, nach Selbsterfüllung. Innerhalb der Grenzen und Instruktionen unserer individuellen genetischen Ausstattung streben wir nach jenem Mass an Befriedigung, das uns spüren lässt, warum wir geboren wurden. Wir haben keine echte Wahl. Die Kraft, die auf uns einwirkt, ist so stark, wie alle lebenswichtigen Prozesse – wäre es anders, so würde das Leben in den Sumpf zurückkehren. Der erste Atemzug, das Suchen nach der Mutterbrust, das erste unbeholfene Aufstehen des Gnu-Kalbes: Das alles ist die Verwirklichung des primären Lebensgebotes: Mit der Umwelt zurande zu kommen. Wir suchen die Sonne, wir werfen uns dem Wind entgegen. Wir stürmen den Berggipfel und dann sagen wir uns: Jetzt weiss ich, warum ich geboren wurde.*»

Eine unternehmerische Auffassung des Lebens schützt vor Erschlaffung, Zynismus oder Nihilismus, sie betont die Verantwortung: für sich selbst und für andere; für sich selbst nur durch Dienstleistungen für andere: dies ist die besondere List der Marktwirtschaft. Die unternehmerische Auffassung des Lebens lässt in einer Spannung zwischen Sein und Sollen leben, die glücklich machen kann und Selbstbewusstsein gibt. Vom «Glück der hohen Spannung» sprach einmal Friedrich Nietzsche. Der Wettbewerb hat im Abendland seit der griechischen Antike immer wieder einen zentralen Platz eingenommen. Das vielfältige und stets offene Streben nach dem Besten ist ein wesentlicher Bestandteil des «europäischen Wunders» des vergangenen Jahrhunderts, und es wäre töricht, es der Einfalt einer europäischen Harmonisierung zu opfern. ♦

Gerhard Schwarz,

geboren 1951 in Hard (Vorarlberg). Studium, Assistententätigkeit und Promotion zum Dr. oec. an der Universität St. Gallen. Nach Auslandsaufenthalten in den USA und Lateinamerika trat er 1981 in die Wirtschaftsredaktion der «Neuen Zürcher Zeitung» ein, die er seit 1994 leitet. Lehrbeauftragter an der Universität Zürich.

Dieser Beitrag ist die überarbeitete Fassung einer Ansprache zum Thema «Kreativität – ein Feld nicht nur für die Kunst» am Internationalen Symposium «Das Gymnasium in der Bildungslandschaft Europas» aus Anlass des Jubiläums «100 Jahre Bundesgymnasium Bregenz» am 1. Dezember 1995 in Bregenz.

KREATIVITÄT UND UNTERNEHMERTUM

Kreativität, Kunst und Kultur scheinen für viele ganz eng zusammenzugehören. Die Tatsache, dass die Wissenschaft einen umfassenderen Kreativitätsbegriff entwickelt hat, ändert nichts daran, dass dieser meist einseitig auf die Kultur fixiert bleibt und Politik, Wirtschaft und Technik – zu Unrecht – kaum einbezogen werden.

Kreativität ist ein generelles und universelles Phänomen, ein Phänomen, das nicht ausserhalb des Alltäglichen liegt. Folgende «Errungenschaften», die weder abschliessend noch systematisch, aber auch nicht willkürlich ausgewählt wurden, sind Produkte menschlicher Kreativität: die Verbesserung der Handlichkeit einer Küchenmaschine, die «Erfindung» der Mehrwertsteuer, ein neuer, effizienter Handgriff eines Schreiners bei seiner Arbeit, neue Unterrichtsformen wie zum Beispiel Werkstattunterricht in der Schule, die Klosterregel des Heiligen *Benedikt*, eine geistreiche Kritik einer Oper, ein diplomatischer Vorschlag, der bei Friedensverhandlungen den Durchbruch bringt, neue Formen des Zusammenlebens in Wohngemeinschaften, eine gelungene journalistische Formulierung, die Entdeckung der Relativitätstheorie durch *Einstein*, die strategischen Leistungen eines Feldherrn in der Schlacht, Schlagfertigkeit, Witz und das, was der Franzose *esprit* nennt, die Kreation eines neuen, sogenannt derivativen Finanzprodukts, die Einführung der Fliessbandproduktion durch *Henry Ford*.

Mit gutem Grund umfasst diese Aufzählung Beispiele aus dem Bereich der Unternehmen. In Anlehnung an den grossen österreichischen Wirtschaftswissenschaftler und zeitweiligen Finanzminister *Josef Schumpeter* lässt sich nämlich die Tätigkeit des Unternehmers als eine der kreativsten überhaupt ansehen – und zugleich als eine gerade unter diesem Aspekt besonders verkannte und gering geschätzte. Deshalb soll unter dem Stichwort «Kreativität» dieser Tätigkeit ein spezielles Augenmerk gewidmet werden. Dabei trifft zudem vieles, was sich

über sie sagen lässt, auch auf andere schöpferische Aktivitäten zu, und vieles lässt sich aus ihr mit Blick auf den traditionellen Kreativitätsbegriff besonders gut ableiten. Schumpeter spricht im Zusammenhang mit dem Unternehmertum nicht von Kreativität – wie sollte er auch, da das Werk, um das es hier geht, «Die Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung», aus dem Jahre 1911 stammt¹ –, sondern er spricht von «neuen Kombinationen», also von Kombinationen von bereits existierenden Elementen in neuartiger und überraschender Form. Nur der sei Unternehmer, der eine neue Kombination entwickle; deshalb sei keiner ständig Unternehmer, und es könne auch keine soziale Klasse der Unternehmer geben; Unternehmer gibt es gemäss Schumpeter vielmehr überall, im Militär und in der Kunst, in der Kirche und in der Wissenschaft. Und: Die unternehmerischen Menschen müssen gemäss Schumpeter aussergewöhnlich sein, sie brauchen Stärke und Mut, um die Kraft der Tradition zurückzudrängen und den gewohnten Boden zu verlassen.

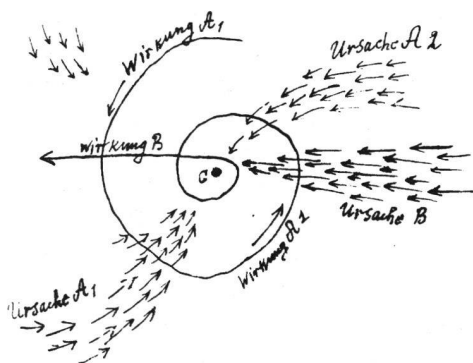
Fast alles aus dieser Beschreibung des Unternehmers lässt sich tel quel auf die Kreativität übertragen. Niemand kann ständig kreativ sein, und deswegen kann und soll es auch keine soziale Klasse der Kreativen geben; alle können kreativ sein – und sind es auch hin und wieder, quer durch alle Berufe und Tätigkeiten. Und auch für die Kreativität braucht es eine spezielle Kombination von intellektuellen Gaben, von Emotionalität und nicht zuletzt von starkem Willen, um sich gegen die Tradition durchzusetzen.

Wettbewerb – eine Voraussetzung von Kreativität

Wer den Blick auf die Kreativität etwas weitet, stösst rasch auf einige Vorausset-

¹ Joseph Schumpeter. Die Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung, Duncker & Humblot, Leipzig 1912.

Paul Klee: Beiträge zur bildnerischen Formenlehre, Faksimile-Ausgabe, Schwabe Verlag, Basel/Stuttgart 1979.



zungen, die gerne vergessen werden, weil sie über das hinausgehen, was einem normalerweise zu Kreativität einfällt, beispielsweise Phantasie, Zufall, schöpferische Unordnung oder Spontaneität. Es sind zudem Voraussetzungen, die eher auf der institutionellen als auf der individuellen Ebene liegen. Diese Voraussetzungen wären auch für die Kreativität im engeren, künstlerischen Sinne nicht ganz unerheblich, obwohl sie dort leicht beiseite geschoben oder sogar tabuisiert werden. Von daher muss der Auftrag an die Schule gehen, diese Werte zu vermitteln, um so Voraussetzungen für eine kreative Gesellschaft zu schaffen.

An erster Stelle nenne ich den Wettbewerb, den man in Anlehnung an den grossen Ordoliberalen *Franz Böhm* und an den Staatsphilosophen und Nobelpreisträger der Wirtschaftswissenschaften, *Friedrich August von Hayek*, als das wohl genialste Entdeckungs- und Experimentierinstrument der Geschichte bezeichnen kann². Leider wird der Wettbewerb oft verteufelt; jedenfalls gewinnt man den Eindruck, dass er in unseren hauptsächlich auf die Stützung der Schwachen – die es natürlich braucht – und nicht auf die Förderung der Elite ausgerichteten Schulen und in unserer egalitär angehauchten Gesellschaft nicht immer sehr hoch im Kurs steht.

Dabei versteht sich, um beim einfachsten zu beginnen, bei Produkten und Dienstleistungen eigentlich ohnehin von selbst, dass die zündende Idee, der grosse Wurf, oft als Antwort auf die Herausforderung der Konkurrenz entsteht. Hier findet ein permanentes kreatives Bemühen um Kundengerechtigkeit und um neue Märkte statt. Es ist allerdings ein dialektischer Prozess, denn in diesem Ringen werden natürlich manchmal althergebrachte Tätigkeiten obsolet, gehen Arbeitsplätze verloren. Das verstellt vielen den Blick auf die Kreativität solchen Tuns. Schumpeter prägte daher zu Recht den Begriff der «schöpferischen Zerstörung»³. Der Unternehmer schafft mit einer neuen, kreativen Kombination von Ideen und Ressourcen etwas völlig Neues. Die «Zerstörung» legt unter Umständen die Grundlage für völlig neue Produkte, ja vielleicht sogar für völlig neue Industrien und für entsprechende Arbeitsplätze.

Auch auf der Ebene der Staaten bzw. der Regierungen, und daran denkt man weni-

Der Unternehmer
schafft mit einer
neuen, kreativen
Kombination
von Ideen und
Ressourcen
etwas völlig
Neues.

2 Franz Böhm hat den Wettbewerb als das «genialste Entmachtungsinstrument» der Geschichte charakterisiert. Friedrich von Hayek verdanken wir das Verständnis des «Wettbewerbs als Entdeckungsverfahren». in: ders. *Freiburger Studien, Gesammelte Aufsätze*, Tübingen: J. C. B. Mohr 1969, S. 249 ff.

3 Joseph Schumpeter: *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*, 7. erw. Aufl., Franke: Tübingen und Basel 1993, S. 138.

4 Vgl. dazu Gerhard Schwarz: *Der Wettbewerb der Systeme – eine ordnungspolitische Sicht*, in: *Europäische Antagonismen, Sozialwissenschaftliche Studien des Schweiz. Instituts für Auslandsforschung* (Band 23), Verlag Rüegger, Chur, Zürich 1994.

ger, gibt es Wettbewerb. Nirgendwo ist ja ein Probieren und Korrigieren, ein Experimentieren und ständiges Suchen nach Innovationen so wünschenswert – und zwar in zeitlicher Parallelität – wie gerade im gesellschaftlichen und politischen Bereich⁴. Es gibt eine ganze Reihe von Historikern und Sozialphilosophen – am prominentesten ist wohl der Nobelpreisträger *Douglas North* –, die das Lob der Vielfalt in Europa singen – auch als Reaktion auf übertriebene EU-Hoffnungen und -Visionen. Diese Autoren erklären nicht zuletzt mit der Diversität, dass in den letzten Jahrhunderten ausgerechnet in Europa die wirtschaftliche Entwicklung eine solche Beschleunigung erfuhr und nicht etwa in China, obwohl das Reich der Mitte dem alten Kontinent technologisch lange Zeit weit voraus war. Die Vielfalt Europas führte zu kreativem Wettbewerb und erlaubte mehr schöpferisches Suchen und Umsetzen als der Zentralismus Pekings. Gleichzeitig erlaubte sie auch die Begrenzung von Fehlern. Wenn ein Kleinstaat eine liederliche Finanzpolitik oder eine falsche Bildungspolitik betreibt, ist dies weniger gravierend, als wenn dies einen ganzen Kontinent umfassende Grossmacht tut. Das moderne Stichwort dazu lautet: Wettbewerb der Systeme, der Standorte und der Rahmenbedingungen. Aber die Wurzeln dieser Idee reichen weit zurück – bis in die Antike. Die vielfältigen, kleinen autonomen Einheiten, die im Wettbewerb nach besseren Lösungen suchen – dieser Gedanke findet sich u. a. schon bei *Plato* und bei *Aristoteles*, bei *Justus Möser* und bei *Johann Gottfried Herder*, bei *Montesquieu* und bei *Rousseau*, bei *Benjamin Constant* und bei *Jacob Burckhardt*.

Kreativität braucht Freiheit und Offenheit

Auch viele schöpferische Leistungen der Kultur- und Technikgeschichte sind aus dem Wettbewerb heraus entstanden. Vielleicht wäre bisher noch nie ein Mensch auf dem Mond gewesen – mit allem, was dies an Kreativität voraussetzte –, wenn es nicht den Wettbewerb zwischen den USA und der UdSSR und wenn es nicht den sogenannten «Sputnik-Schock» gegeben hätte.

Wettbewerb ist nicht etwa kreativitätshemmend, sondern kreativitätsfördernd.

Wettbewerb ist in sich selbst ein kreativer Prozess. Wettbewerb bedeutet Ansporn, bedeutet Anregung, bedeutet auch kreative Imitation. Und selbst in der Kunst im engeren Sinne steigert der Wettbewerb die Kreativität, wie dies die Dichter- und Sängerwettbewerbe der Antike und des Mittelalters und auch die heutigen Architekturwettbewerbe belegen.

Kreativität kann nur in Freiheit gedeihen. Für Kreativität braucht es ein divergentes Denken, ein provokatives Denken, ein abenteuerliches Denken, das sich an die Grenzen des Erlaubten vorwagt und diese herausfordert. Je enger die Grenzen gezogen sind, um so schlechter wird es um die Kreativität bestellt sein. Das ist kein Plädoyer für die Abschaffung aller Regeln und Vorschriften. Schliesslich hat es auch in der Kunst immer wieder strenge Formen gegeben, in denen sich dann der schöpferische Geist entfalten konnte, Versmasse und Regeln der Bildgestaltung beispielsweise. Man wird jenen, die sich – um mit *Thomas Kuhn* zu sprechen – innerhalb des Paradigmas bewegen, gewiss nicht jegliche Kreativität absprechen können. Aber Tatsache ist, dass, wenn der innovative Geist allenthalben an Grenzen stösst, seien sie nun politischer oder gesellschaftlicher Art, die Kreativität beeinträchtigt wird. Dabei können vor allem wirklich geniale Ideen, eigentliche Paradigmenwechsel, auf der Strecke bleiben. Je freier eine Gesellschaft ist, desto mehr Raum bleibt für das Experiment und für veritable Kreativität. Insofern ist es eigentlich erstaunlich, wie viele «Kulturschaffende» sich ideologisch statt auf der Seite des freien Marktes und der individuellen Selbstverantwortung auf der Seite des Kollektivs und der staatlichen Intervention befinden. Hier paart sich in seltsamer Weise der Wille zum Neuen und Unkonventionellen in der Kunst mit Fortschrittsfeindlichkeit und Risikoaversion in gesellschaftlichen und technischen Fragen. Die Überregulierung unserer Wirtschaft und Gesellschaft, die selbstverständlich immer gut gemeint ist, ist ein Hemmschuh für technische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Kreativität. Das Schutz- und Sicherheitsdenken ist kein Nährboden für das schöpferische Neue.

Manchmal wird Freiheit mit Musse gleichgesetzt. Musse sei, heisst es dann,

Das
Schutz- und
Sicherheitsdenken ist kein
Nährboden
für das
schöpferische
Neue.

Der geistreiche
Irrtum kann
wertvoller sein
als die triviale
Wahrheit.

der beste Nährboden für Kreativität. Es gibt aber auch das Sprichwort, dass Müssiggang aller Laster Anfang sei – und Musse und Müssiggang liegen in der Tat nicht nur sprachlich nahe beieinander. Das eine kann in das andere umkippen. Ganz offensichtlich geht es hier um einen Balanceakt; denn es ist nicht immer einfach, unter starkem Druck kreativ zu sein. Und es gibt kreative Menschen, auf die jeglicher Druck – ob Erwartungsdruck, zeitlicher Druck oder finanzieller Druck – absolut hemmend wirkt. Gleichzeitig dürfte sich aber in der Mehrzahl der Fälle ein gewisser Leistungsdruck alles andere als negativ auf die Kreativität auswirken. Man kann zwar nicht auf Kommando kreativ sein, doch das Setzen von Zielen spornt den kreativen Prozess öfter an, als es ihn bremst.

Wettbewerb und Freiheit sind notwendigerweise mit Offenheit verknüpft, Offenheit gegenüber Kritikern, Konkurrenten und Aussenseitern und auch gegenüber Freunden. Deshalb braucht es aber auch auf der nationalen Ebene offene Grenzen. Es kommt nicht von ungefähr, dass die grossen Unternehmer häufig Fremde sind. In der Schweiz lässt sich dies besonders deutlich belegen. *Nestlé*, *Brown* und *Boveri*, *Bührle* oder *Bally*, um nur einige zu nennen, sie alle brachten unternehmerische Kreativität von aussen in die Schweiz. Und heute verkörpert wohl kaum jemand so sehr unternehmerische Kreativität wie der aus dem Libanon kommende *Nicolas Hayek*.

Gegen Perfektionismus und Spezialistentum

In der Erziehung, in der Schule gilt es schon sehr früh, die Spontaneität, den Mut zum Experiment, zu Versuch und Irrtum, zu fördern und jene Fehler wohlwollend zuzulassen, die nicht aus Nachlässigkeit, sondern aus Engagement und aus der Suche nach Neuem entstehen. Der geistreiche Irrtum kann wertvoller sein als die triviale Wahrheit. Ob zu Hause, in der Schule, im Unternehmen – dort vor allem – oder in der Politik: Wenn das System so angelegt ist, dass jene, die keine bzw. möglichst wenig Fehler machen, mehr Anerkennung finden als jene mit aussergewöhnlichen, aber um den Preis vieler Fehl-

schläge erreichten Leistungen, dann gerät die Kreativität unter die Räder. Denn das Neue, das Schöpferische, ist ja per se mit Risiken behaftet. Und kaum jemand verkörpert so sehr das Risiko wie der klassische Eigentümer-Unternehmer. Deshalb kann eine Gesellschaft, die dem Unternehmertum feindlich gegenübersteht, die das Scheitern finanziell hart bestraft, aber am Erfolg neidisch partizipieren will, niemals eine im umfassenden Sinne kreative Gesellschaft sein. Die steuerliche Behandlung der risikotragenden Unternehmer als Prüfstein der Kreativität einer Gesellschaft – das mag ein überraschender Gedanke sein. Er entbehrt aber nicht der Folgerichtigkeit.

Wenn Kreativität die Fähigkeit zu neuen Kombinationen meint, dann ist es wichtig, in vielen Gebieten zu Hause zu sein. Nur dann kann man ungewöhnlich und überraschend kombinieren, nur dann kann man erfrischend und innovativ Parallelen ziehen. Jene, die in unserer arbeitsteiligen Gesellschaft im Kulturbereich tätig sind, sollten nicht schon in der Mittelschule nur mit Kulturthemen konfrontiert werden, jene, die als Ingenieure arbeiten, sollten nicht nur in technischen Fächern unterrichtet werden, und die Manager und Unternehmer von morgen sollten nicht unbedingt schon mit der Handelsmatura beginnen.

Kreativität ist überlebenswichtig

Die globale Wettbewerbsfähigkeit ruht auf zwei Pfeilern: Leistungsfähigkeit und Innovationsfähigkeit. Um den Leistungswillen, die Basis der Leistungsfähigkeit, ist es in Europa, wo der Wohlstand Satttheit und Trägheit erzeugt, nicht gut bestellt. Um so wichtiger ist daher der zweite Pfeiler, den man auch mit Kreativität umschreiben könnte. Je mehr es Europa bzw. den Industrienationen gelingt, mit Kreativität, mit neuen Lösungen, mit dem Entdecken neuer Produkte und Märkte die ungenügende Leistungswilligkeit bzw. -fähigkeit wettzumachen, desto eher werden diese Staaten ihren Wohlstand – in einem weit verstandenen Sinne – halten und ausbauen können.

Dazu braucht es einerseits viele kreative Menschen in allen Bereichen, und es braucht andererseits eine Gesellschaft, die

.....

*Die Schule
muss helfen,
jenen Mut und
jene Zivilcourage
zu fördern,
die es braucht,
wenn man
in einer
Gesellschaft
gegen den Strom
schwimmen will.*

.....

5 Vgl. die etwas ausführlichere Darstellung bei Gerhard Schwarz, Eine katallaktische Schweiz, in: Walter Schiesser/Gerhard Schwarz/Hanno Helbling, Nachdenken über die Schweiz, Zürich, NZZ 1991, S. 166 (S. 158 ff.).

offen ist für kreative Lösungen auch in der Politik, in der Wirtschaft, in der Technik oder in der Forschung. Für beides trägt die Schule Verantwortung. Sie muss die Kreativität der ihr anvertrauten jungen Menschen fördern, ohne deswegen die Leistungsorientierung zu vernachlässigen. Sie muss durch eine breite, interdisziplinäre Ausbildung die Basis legen für Querverbindungen, für «Querdenken», für Assoziationen und Kreationen; und sie muss helfen, jenen Mut und jene Zivilcourage zu fördern, die es braucht, wenn man in einer Gesellschaft gegen den Strom schwimmen will. Gleichzeitig sollte die Schule aber dazu beitragen, dass Kreativität, und zwar eben nicht nur künstlerische Kreativität, akzeptiert wird, mit einem positiven Wert belegt ist. Nicht blinde Fortschrittsgläubigkeit ist damit gemeint, aber doch eine Bejahung des Neuen und damit auch des Risikos in vielen anderen Bereichen als der Kunst.

Was bedeutet das? Einige wenige Stichworte mögen genügen: Bildungsgutscheine für die Schulen; eine auf Selbstverantwortung und Bedürftigenhilfe basierende Sozialpolitik; eine Einwanderungspolitik, die auf der Versteigerung von Pässen beruht, wie sie Neuseeland seit diesem Jahr praktiziert; eine Einkommenssteuererklärung, die sich auf einer Postkarte ausfüllen lässt, weil es praktisch keinerlei Abzüge gibt; ein Ersatz der Kirchensteuer durch eine «Gemeinnützigkeitssteuer», die der Steuerpflichtige der Institution zuweisen kann, die ihm dafür am sinnvollsten erscheint⁵, oder der Ersatz der Gesamtarbeitsverträge durch individuelle oder betriebliche Abmachungen. Es ist diese Art von Kreativität, die in ihrer Radikalität zugegebenermassen manchmal schockieren wird, die aber die reichen Industriestaaten des Nordens in den nächsten Jahren werden entwickeln müssen. Sie wird für das Wohlergehen zentral sein; denn ohne sie dürfte es nur schwer möglich sein, den Niedergang des Wohlstands, an den sich alle, reich und arm, so sehr gewöhnt haben, ganz aufzuhalten. Insofern braucht es die Kunst als Hort und als Katalysator der Kreativität. Die Kreativität ist aber zugleich für das geistige und gesellschaftliche Fortkommen unserer Gesellschaft zu wichtig, als dass man sie allein für die Kunst reservieren sollte. ♦

Robert Nef

VERLORENE PARADIESE UND KREATIVE DISSIDENZ

Zum Spannungsfeld zwischen Nachhaltigkeit, Ökoeffizienz und Wirtschaftswachstum

Hans Christoph Binswanger, Ökonomeprofessor aus St. Gallen, und Stephan Schmidheiny, Schweizer Unternehmer mit weltweiten Beziehungen, gehören zu den Pionieren der Ökologiediskussion. Ihr Zugang zu den Problemen ist zwar unterschiedlich, ihr Thema «Wirtschaft, Natur und Geld» verbindet sie aber, ebenso ihre Sorge um das Prinzip der Nachhaltigkeit und die Überzeugung, dass das, was nicht ökologisch ist, letztlich auch nicht ökonomisch sein kann.

1 Hans-Christoph Binswanger: *Geld & Natur, Das wirtschaftliche Wachstum im Spannungsfeld von Ökonomie und Ökologie*, Edition Weitbrecht, Stuttgart, Wien 1991.
Vgl. dazu auch: *Der selbe/P. Flotow (Hrsg.): Geld & Wachstum, Zur Philosophie und Praxis des Geldes*, Weitbrecht, Stuttgart, Wien 1994.

2 Stephan Schmidheiny/ Federico Zorraquin: *Finanzierung des Kurswechsels, aus dem Amerikanischen übersetzt*, Verlag Vahlen, München 1996.



Sprossender Pithos, Münze, Phönizien, 3. Jh. n. Chr.

Binswangers Buch zum Thema «Geld und Natur»¹ beginnt mit einer anschaulichen Geschichte, die sich am Baikalsee in Sibirien abspielt. Dort leben die Ewenken und die Burjaten, zwei sibirische Völker. Sie konnten lange Zeit einen archaischen, auf dem Prinzip der Subsistenz basierenden Lebensstil bewahren und haben sich nur zögernd auf die moderne Lebensweise eingelassen. In einer Reportage ist darüber folgendes zu lesen: «Zum Frühstück gibt's Tee, wie immer, Bratkartoffeln, weichgekochte Eier und rohen Fisch aus dem Baikalsee, den (ein junger Fischer namens) Schenja kurz vor der Jagd noch gefangen hatte. Wie schon sein Vater fährt auch er auf den See hinaus und weiss alles über Wind und Tiere. Und doch unterscheidet sich Schenja von seinem Vater, der sagt: Nimm so viele Fische aus dem See, wie Du unbedingt zum Leben brauchst, nimm keinen Fisch mehr, die Natur will es so. Schenja fischt heimlich ein Mehrfaches und bringt die Fische an einen anderen Ort, bevor er ins Dorf zurückkehrt, damit sein Vater nichts davon erfährt» (S. 13).

Das gleichzeitig dissidente und unternehmerische Verhalten von Schenja, der mehr fischt, als er unbedingt braucht, ist einer der Ursprünge des Wirtschaftswachstums. Binswanger hat diese Geschichte mit Vorbedacht zum Leitmotiv seiner Monographie gewählt. Sein Buch ist eine kritische Analyse des wirtschaftlichen Wachstums im Spannungsfeld zwischen Ökonomie und Ökologie. Es zeigt den Zusammenhang von Geld, Zins und Wachstum und vertritt die These, dass eine kapi-

talistische Wirtschaft auf Wachstum angewiesen ist. Eine längerfristige Überlebenschance hat sie – nach Binswanger – nur, wenn es gelingt, das quantitative Wachstum, das auf einer Ausbeutung natürlicher Ressourcen beruht, zu einem qualitativen Wachstum umzuwandeln, das entspricht dem Prinzip der Nachhaltigkeit.

Dieses Prinzip spielt auch im Buch von Stephan Schmidheiny und Federico Zorraquin² eine zentrale Rolle. Nachhaltig (engl. *sustainable*) ist eine Entwicklung, wenn sie «die Bedürfnisse der Gegenwart deckt, ohne zukünftigen Generationen die Grundlage für deren Bedürfnisbefriedigung zu nehmen» (S. 33). Eine nicht nachhaltige Entwicklung ist das Gegenteil. «Sie bedeutet, dass die gegenwärtige Generation den zukünftigen Generationen die Ressourcen wegnimmt; dass wir unsere Kinder bestehlen» (S. 42). Das Prinzip der Nachhaltigkeit ist also nichts anderes als das, was Schenjas Vater vertritt, nämlich nur so viele Fische zu fangen, dass der Fortbestand der Fische stets gewährleistet ist. Dies bedeutet auch, dass soziale Regeln das Bevölkerungswachstum der am See lebenden Stämme (Menschenpopulation) mit den in der Natur nachwachsenden Nahrungsquellen (Fischpopulation) in Einklang bringen müssen: Selbstbeschränkung als Voraussetzung des Überlebens in Freiheit. Was hier vereinfacht als Auseinandersetzung von Vater und Sohn geschildert wird, ist eine grundlegende Kontroverse. Wer vertritt das zukunftssträchtigere Prinzip? Ist allenfalls der Vater weiser als der Sohn?

Binswanger sucht die Lösung in einem Kompromiss, er nennt ihn die *«ökonomisch-ökologische Synthese»*. Auch Schmidheiny/Zorraquín kombinieren das Prinzip der Nachhaltigkeit mit einem weiteren Prinzip, das sie Ökoeffizienz nennen. *«Diese ist kein fixer Harmoniezustand, sondern ein Wandlungsprozess, in dem die Nutzung von Ressourcen das Ziel von Investitionen, die Richtung der technologischen Entwicklung und der Unternehmenswandel die Wertschöpfung maximieren, Ressourcenverbrauch, Abfälle und Schadstoffe minimieren»* (S. 49). Bei Binswanger spürt man eine gewisse Sympathie für die Prinzipien von Schenjas Vater. Schmidheiny/Zorraquín (und mit ihnen auch der Rezensent) stehen dagegen eher auf der Seite des disidenten Sohns, der den paradiesischen Biotop verlässt und die Grenze des Horizonts als Unternehmer überschreitet. Wer die Probleme erkennt, darf auch hoffen, dass es Lebensweisen gibt, die sich beim Fortschreiten zu neuen Horizonten, d. h. in der kreativen Erschließung von geistigem Neuland, als zukunftstauglich und dauerhaft erweisen.

Wenn wir, ohne die Geschichte zwischen Vater und Sohn zu strapazieren, den Generationenwechsel von der Subsistenzwirtschaft zum Unternehmertum – im Zeitraffer – noch einen Entwicklungsschritt weiter verfolgen, so wird auch Schenja wieder Kinder haben. Und möglicherweise warnt auch er sie, wie sein Vater, vor dem Verlassen vertrauter Biotope wie dem nationalen Umfeld und der angestammten Branche und vor der Grenzüberschreitung mit dem Schritt vom produzierenden Fabrikherrn zum Firmengruppierer und Firmenhändler. Ein Financier, d. h. ein Akteur auf den internationalen Finanzmärkten, sieht seine Aufgabe in der vergleichenden Bewertung von mittel- und langfristigen Entwicklungen, die er als Käufer und Verkäufer von Beteiligungen bewirtschaftet. Als solcher steht er vor der Herausforderung, mit dem hoch komplexen Verhältnis von Geld und Natur zurecht zu kommen. Er muss in Kauf nehmen, *«dass die Realität des Geldes mit der Realität der Natur in Konflikt gerät»* (Binswanger, S. 23). Es gilt, die Möglichkeiten auszuschöpfen, welche die Dynamik des Geldes bietet, um neue Lösungen für eine umweltkonforme Ausrichtung der Investi-

.....

Schmidheiny
ist sich bewusst,
dass Nachhaltig-
keit und Öko-
effizienz in einem
Spannungs-
verhältnis
stehen.

.....

tionen zu finden, als auch diese Dynamik so zu bändigen, dass sie sich nicht selbstständig macht und in ein nicht mehr kontrollierbares quantitatives Wachstum ausmündet. Schmidheiny geht noch einen Schritt weiter. Er begnügt sich nicht mit der Vorstellung einer Bändigung von umweltbeeinträchtigenden Tendenzen auf den Finanzmärkten, er möchte Voraussetzungen schaffen, dass die Dynamik der Finanzmärkte zur Verbesserung der Ökoeffizienz von Unternehmen und ganzen Volkswirtschaften und damit auch zur nachhaltigen Verbesserung der Lebensqualität auf unserem Planeten beiträgt. Er ist sich bewusst, wie anspruchsvoll dieses Ziel ist und dass Nachhaltigkeit und Ökoeffizienz in einem Spannungsverhältnis stehen. *«Man könnte sich sogar eine Welt vorstellen, in der jedes Unternehmen immer ökoeffizienter würde, und sich dennoch durch das Bevölkerungswachstum und die Expansion der Wirtschaft und Industrie die Ressourcengrundlage des Planeten verschlechterte»* (S. 49).

«Goldenes Zeitalter» ohne Geld und «gute alte Zeit»

Ursprünglich paradiesische Zustände sind nicht nur ein Leitmotiv der Stammesgeschichten. Sie wurden von Ethnologen und Anthropologen immer wieder herbeigedeutet, und sie sind noch heute der Traum fundamentalistischer Grüner. Die Aussage über einen ursprünglich höheren Lebensstandard sogenannter Naturvölker – etwa der Ewenken und Burjaten – ist mit Vorsicht zur Kenntnis zu nehmen, weil es kaum allgemeingültige Vergleichsgrößen gibt: In welchem Verhältnis stehen beispielsweise unsere Vorstellungen von Freiheit und Menschenwürde mit dem «Besser leben» von früher? Zum «guten Leben» gehört wohl seit jeher ein ausgewogenes Verhältnis von Kinderzahl, Familiensolidarität und Altersvorsorge. Eine kleine Kinderzahl stabilisiert das Bevölkerungswachstum und erleichtert die Fortdauer einer Subsistenzwirtschaft auf gegebenem Lebensstandard innerhalb eines räumlich begrenzten Territoriums. Aber gewisse Methoden der Bevölkerungskontrolle (etwa Kindstötungen, Heiratsverbote und Stammeskriege) decken sich nicht mit unsern – übrigens kaum konsistenten – Vorstellun-

Die Umweltver-
träglichkeit des
Menschen steht
in einem Konflikt
mit der Sozialver-
träglichkeit des
dadurch
provozierten
Anpassungs-
drucks.

gen von Freiheit und Menschenwürde. Eine zu hohe Kinderzahl reduziert in einem begrenzten Lebens- und Wirtschaftsraum den Lebensstandard der Sippe, während eine zu niedrige Kinderzahl die Altersvorsorge in Frage stellt und dadurch den Lebensstandard senkt. (Diese Erfahrung steht unserer Zivilisation voraussichtlich noch bevor...) Was entspricht also für wen und wann dem Lebensstandard des «Gut Lebens»? Für das Sterblichkeitsrisiko gibt es wohl in jeder Kultur tradierte Erfahrungswerte, aber gegen das Risiko eines Zerfalls der durch Religion und Sitte gewährleisteten Familiensolidarität muss man sich durch rigorose sozio-kulturelle Konditionierung der jungen Generation immer wieder neu absichern. Resultat: strenge Gehorsamspflicht, d.h. eine Minderung der sozialen Lebensqualität der Jungen zugunsten der Alten, aber gleichzeitig Gewährleistung eines ökologisch nachhaltigen Verhaltensmusters, von dem man im Alter profitiert. Familie und traditionelle Kultur als lebenslänglicher sozialer Solidaritäts-Sparplan! Ein Netz, das Sicherheit im Alter durch Disziplinierung in den übrigen Lebensphasen gewährt... Vielleicht besteht der ökologische Sündenfall des Schenja weniger in seiner Gier nach «immer mehr» als in der Tatsache, dass er traditionelle Gebote und Tabus gebrochen hat, welche die Bevölkerungszahl stabilisieren.

«Immer mehr» als Ursache der Ungleichheit?

Was den paradiesischen Frieden auf die Dauer gefährdet, ist vielleicht weniger die wirtschaftliche Mehrproduktion einzelner als die Aufrechterhaltung eines religiösen oder politischen Zwangsapparats, der Gehorsam und Unterwerfung von Generation zu Generation gewährleistet. Schmidheiny/Zorraquín haben das Problem erkannt: Sie weisen auf den engen Zusammenhang von Nachhaltigkeit, Ökoeffizienz, Chancengleichheit und Wachstum hin und räumen gleichzeitig ein, dass es in diesem Spannungsfeld viele unbeantwortete Fragen gebe. Schnelles quantitatives Wachstum geht häufig zu Lasten der Umwelt und damit zu Lasten künftiger Generationen (und verletzt so das Nachhaltigkeitsprinzip), es entspannt aber die

Verteilungskonflikte unter den gegenwärtig Lebenden und erhöht – per saldo – die aktuellen Konsumchancen, indem sich *mehr Menschen mehr* leisten können, was – vielleicht zu Unrecht – als mehr Chancengleichheit wahrgenommen wird.

Während in der Geschichte von Schenja die Versuchung, ein Gehorsamstabu zu brechen und die Verlockung zum «immer mehr» eine Rolle spielt, nimmt in der Menschheitsgeschichte die Religion beim Ausbruch aus der ökologisch angepassten, räumlich beschränkten, stabilen Lebensweise eine wichtige Stellung ein. Die Religion bindet – im ökologischen Idealfall – den Menschen an den Naturkreislauf; aber der Preis dieser Bindung ist hoch; die Abstimmung des Menschen auf die Natur als Umwelt ist nur um den Preis der Entfremdung von seinem auf Vermehrung angelegten natürlichen Mensch-Sein möglich. Moderner ausgedrückt: Die Umweltverträglichkeit des Menschen steht in einem Konflikt mit der Sozialverträglichkeit des dadurch provozierten Anpassungsdrucks.

Für Binswanger liegt der Hauptgrund für das Ausbrechen aus dem ökologischen Paradies autarker, stabiler, nicht expansiver, nachhaltiger Subsistenzwirtschaften beim Zins, dem Preis des Geldes. Er deutet die Erfindung des Geldes und des Kredits als Ursache des Zwangs bzw. des Fluchs zum Wachstum. Möglicherweise werden hier Ursachen und Folgen verwechselt, und vermutlich sind die eigentlichen Ursachen noch grundsätzlicherer Art. Den Begriff Geld verwendet er übrigens nicht durchwegs in seinem engeren technischen Sinn, sondern als Inbegriff für Finanzen, Kapital und Vermögenswerte. Die Frage nach dem Zusammenhang von Kapital, Zins und Wirtschaftswachstum erscheint bei Schmidheiny/Zorraquín zwar nicht auf einer philosophisch-anthropologischen Ebene, aber sie ist Gegenstand der «Sieben Kernthesen», deren Inhalt die Autoren selbst als besorgniserregend bezeichnen. Sie deuten an, «*wieviele Veränderung nötig sein wird, bis die Finanzmärkte eines Tages der nachhaltigen Entwicklung zu- und nicht mehr entgegenarbeiten werden*». «*Eine nachhaltige Entwicklung verlangt Investitionen mit langer Amortisationszeit. Die Finanzmärkte streben kurzfristige Amortisation an*» (These 1). «*Nachhaltige Entwicklung be-*

deutet, dass der Zukunft ein hoher Stellenwert zukommt. Die Finanzmärkte pflegen Zukunftswerte stark zu diskontieren» (These 7, S. 37 f.).

Angesprochen sind hier Grundfragen nach dem Verhältnis von Mensch, Natur, Arbeit und Zeit. Finanzen und Finanzmärkte sind in diesem Zusammenhang weder das Problem noch die Lösung, sondern ein mehr oder weniger taugliches bzw. gefährliches *Mittel* zur Lösung von Problemen, die anthropologisch tiefere Wurzeln haben. Erwähnt seien hier nur ein paar Stichworte: Bevölkerungswachstum, Arbeitsteilung, Globalisierung, Generationenvertrag, Infrastruktur für Versorgung und Entsorgung, Energie, Verkehr, Konfrontation von kulturellen Traditionen, Eigentums- und Wirtschaftsordnung, Steuersystem, usw. Etwas zu kurz kommt in beiden Abhandlungen der zentrale ökologische Stellenwert des Privateigentums und des Erbrechts (obwohl die Autoren besonders berufen wären, sich dazu zu äussern...) Beide Institutionen sind für viele Rot-Grüne zu Unrecht ökologisch suspekt. Bei vorurteilsloser Betrachtungsweise sind «Erb und Eigen» die eigentlichen Hoffnungsträger für die Förderung von Nachhaltigkeit und Ökoeffizienz.

Mehrproduktion in einer endlichen Welt?

Binswangers Deutung von Mehrproduktion als «Vermehrung der Beute» ist sicher treffend, aber unvollständig. Spielt die Ausbeutung der Natur heute wirklich noch diese zentrale Rolle? Das Wirtschaften ist aus meiner Sicht nichts anderes als ein umfassender Assimilierungsprozess (Stoffwechsel, Metabolismus) von Mensch und Natur sowie von Mensch und Mensch (*cultura*). Die in der Welt und in den Menschen vorhandene Vielfalt verursacht die hohe Komplexität dieses Stoffwechsels und den hohen Stellenwert des Austauschs als qualitative Umwandlung von Vielfalt in Vielfalt. Das Zentrale daran sind nicht Produktion und Konsum, sondern Kommunikation. Produktion und Konsum sind nur ein besonders anschaulicher «Spezialfall» von Kommunikationsmitteln, und das Geld ein anderes, vielleicht gleich wichtiges und gleich ambivalentes, aber offensichtlich eines, das global verstanden

wird. Das Nehmen, das Teilen und das Nutzen spielen dabei eine grosse Rolle, aber das Modell des quantitativen Nehmens und Gebens geht im umfassenderen Modell des qualitativen Umwandelns (Metamorphose) auf.

Es ist kaum zu bestreiten, dass Produktion Verwandlung von Natur in geldwerte Waren und schliesslich in Geld ist. Aber das Geld bleibt beim Geld nicht stehen. Schenja ist nicht einfach «geldsüchtig» geworden. Er kann als Unternehmer eine Entwicklung einleiten, welche Ökoeffizienz und Nachhaltigkeit miteinander verbindet, und seine Nachkommen können Finanzmärkte nach denselben Gesichtspunkten gewinnbringend bewirtschaften. Der Kapitalismus ist meines Erachtens nicht einfach als Sackgasse in der Dialektik Mensch/Natur zu deuten, sondern als Begleiterscheinung eines ambivalenten Bewusstseinswandels, der auch den Keim der Synthese enthält. Nach Binswangers Deutung ist die Natur heute weniger «im Griff des Menschen» als im Griff der Zwänge der Geldwirtschaft. Die Deutung hat vieles für sich, aber sie verleitet vielleicht zu sehr zur Meinung, es gebe einen «Weg zurück». Binswanger bekennt sich zur Hoffnung, «weniger Geldwirtschaft» würde wieder «mehr Natur» bringen. Eine umfassende Befreiung der Natur von menschlichen Einflüssen ist auch für Binswanger keine zukunftsträchtige Utopie. Es geht nicht um die Alternative «Ausbeutung» oder «Befreiung» der Natur, sondern um den möglichst sorgfältigen, schonenden, nachhaltigen Umgang des Menschen mit der Natur, *cultura* im ursprünglichsten Sinn der Kommunikation.

Wenn nun Ökonomie als «gutes Haushalten» (Binswanger) gedeutet wird, ist das rational und längerfristig rationell eingesetzte Kapital ein Mittel dieser *cultura* und nicht ein naturfeindliches Angriffsinstrument. Dies ist das Anliegen von Schmidheiny/Zorraquín. Sie wissen, dass die optimale Wirtschaftsweise nicht auf Raubbau an der Natur, sondern auf der aktiven Mehrung ihrer Produktivität und auf der Erhaltung ihrer Regenerationsfähigkeit beruht, aber sie vermissen zeitgerecht funktionierende Systeme, welche solche Informationen erheben und vermitteln.

Möglicherweise raubt Geld gewissen Menschen den Verstand und den Sinn fürs

Bei vorurteilsloser Betrachtungsweise sind «Erb und Eigen» die eigentlichen Hoffnungsträger für die Förderung von Nachhaltigkeit und Ökoeffizienz.

längerfristige Disponieren, und möglicherweise gerät das ganze Geld- und Kreditwesen in den Teufelskreis von Eigengesetzlichkeiten. – Viele Fragen bleiben in diesem Zusammenhang auch bei Schmidheiny/Zorraquín unbeantwortet. «*Das Phänomen der Auslandsinvestitionen in solchem Umfang ist zu neu...*» (S. 77). «*Wir würden diese Fragen gern beantworten, können es aber nicht*», heisst es in bemerkenswerter Offenheit. Es ist wohl zu pessimistisch, wenn man das kurzfristige und kurzsichtige Gewinnstreben als notwendige Begleiterscheinung einer kapitalistischen Marktwirtschaft deutet, und die beiden Autoren weisen mit guten Gründen darauf hin, dass sich eine auf langfristige Zeiträume ausgerichtete ökologisch inspirierte Strategie auf den Finanzmärkten sehr wohl bezahlt machen kann. Pioniere können damit durchaus auch finanziellen Erfolg haben, und ihr Verhalten steht so nicht im Widerspruch, sondern im Einklang mit dem kapitalistischen Gewinnstreben. Geld kann als suchtförderndes Gift, aber auch als kommunikationsförderndes, Rationalitätsförderndes Lebens- und Heilmittel gedeutet werden. Es gilt, wie Binswanger und Schmidheiny/Zorraquín übereinstimmend feststellen, die positiven Kräfte der Geldwirtschaft zu nutzen und die negativen zu bannen; und dies ist – längerfristig gesehen – auch der *wirtschaftlich* richtige und damit gewinnbringende Weg.

Das auf den internationalen Finanzmärkten geknüpfte Kreditnetz ist auch ein neutrales Informationsnetz, das die unendlich komplexen Mensch-Natur- und Mensch-Mensch-Beziehungen verbindet. In diesem Netz zirkulieren die Informationen, welche eine dauernde Evaluation von gewinnbringenden und verlustbringenden Aktivitäten ermöglichen. Es läuft also über dieses Netz ein Dauerexperiment, dessen Programm unbekannt ist, das aber nicht notwendigerweise auf Natur- und Selbstzerstörung angelegt ist. Kommunikation spielt eine immer zentralere Rolle, und diese Kommunikation hat noch ein gewaltiges Verbesserungspotential. Der Zins ist unter anderem ein Indikator für die Hoffnung auf die Verbesserungsfähigkeit dieser Kommunikation. Erst wenn Kommunikation nicht mehr verbessert werden könnte, wäre es angezeigt, wieder zu Modellen ewiger Kreisläufe zurückzu-

.....
*Die Fortschritts-
 idee ist heute
 diskreditiert.
 Sie sollte auf
 höherer Ebene
 rehabilitiert
 werden.*

.....
*Es gibt zwar
 keine Rückkehr
 ins Paradies.
 Aber wir haben
 die Möglichkeit,
 unseren Garten
 zu kultivieren.*

kehren, zur Wirtschaftsweise von Schenjas Vater.

Fortschritt ohne Ausweg?

Schenja schreitet fort aus dem Biotop zum Horizont. Er verlässt möglicherweise den ökologischen Kreislauf der Welt seines Vaters nicht aus Dummheit, Verblendung und Gier, sondern weil er die mit einer stabilen Ordnung notwendigerweise verbundene Ritualisierung nicht mehr aushält. Er empfindet vielleicht Stabilität und Harmonie und die «Ewige Wiederkehr» als Gefängnis, er ahnt vielleicht etwas von der Tendenz der Degenerierung stabiler Systeme durch Verlust der Lern- und Adaptationsfähigkeit und die damit zusammenhängende evolutionswidrige Erstarrung.

Die Fortschrittsidee ist heute diskreditiert. Sie sollte – auf höherer Ebene – rehabilitiert werden. Das Lebensprinzip ist dynamisch und evolutionär. Alles ist im Fluss, und es gibt keine Rückkehr ins Paradies. Aber wir haben die Möglichkeit, unseren Garten zu kultivieren. Die Schlüsselworte heissen «Verwandlung statt Verbrauch» und «Kommunikation statt Frustration», und die Geld- und Kreditwirtschaft hat jene Eigenschaften und Impulse, welche Wandel und Kommunikation fördern, auch wenn sie für die notwendige, immer neue Assimilierung von Mensch und Natur und von Mensch und Mensch allein nicht ausreichen.

Totalitäre Verbotssysteme können eine ökologische Lebensweise für eine beschränkte Zeit gewährleisten. Früher oder später brechen sie aber zusammen, wenn sie den anthropologisch verwurzelten Expansionsdrang, die «kreative Dissidenz», missachten. Schenja ist menschheitsgeschichtlich keine Ausnahme, sondern der Normalfall. Schenja ist Adam. Die zukunftsstauigste Lebensform akzeptiert diesen Expansionsdrang und verbindet ihn mit sozialen und ökonomischen Strukturen, die durch freiwillige Lernprozesse aufrecht erhalten werden und ein langfristiges Eigeninteresse ins Zentrum stellen: Freie Kommunikation in einem freien Markt, eingebunden in eine flexible, adaptierbare kulturelle und soziale Ordnung. Nur dann bleibt die berechtigte Hoffnung, dass der Erfindergeist und die Kreativität des Menschen stärker sein werden als seine Destruktivität. ♦

Willy Linder,

geboren 1922, studierte Wirtschaftswissenschaften an der Universität Zürich, an der Sorbonne, Paris, sowie an der Londoner School of Economics. 1971 bis 1987 Leiter der Wirtschaftsredaktion der «Neuen Zürcher Zeitung»; ap. Professor an der Universität Zürich, Emeritierung 1989. Heute Honorarprofessor, Mitglied verschiedener eidg. Kommissionen, Leiter des Schweiz. Instituts für Auslandsforschung. Träger des Ludwig-Erhard-Preises. Zahlreiche Publikationen zu wirtschaftlichen Themen.

SCHUMPETER – LETZTER UNIVERSALKOPF DER NATIONALÖKONOMIE?

Ist der «Marsch in den Sozialismus» noch aktuell?

G. Schmölders charakterisierte Joseph Alois Schumpeter (1883–1950) in seiner «Geschichte der Nationalökonomie» als den «letzten Universalkopf der Wirtschaftswissenschaften». Die Sozialismusthese von Schumpeter hat heute noch Erklärungskraft, und auch seine These von der «schöpferischen Zerstörung» vermag noch immer zum Verständnis beizutragen für die enorme Innovationswelle, die über die entwickelten Industriestaaten hinwegrollt.

Joseph Schumpeter war Soziologe, Historiker, Experte auch in Kunstgeschichte und ein Meister jenes Gebietes, das heute als politische Philosophie umschrieben wird. Auch Gottfried Haberler bezeichnete Schumpeter als «the last great polymath». In seinem privaten, akademischen und politischen Leben, das mit einer steilen Karriere begann, mischten sich Höhepunkte und Abstürze, Episoden mit einem, je nach dem Beurteilungsstandort, leicht bis mittelschwer skandalösen Anstrich sowie Erlebnisse mit menschlich-tragischen Komponenten. Schumpeter liebte die Konfrontation und die Provokation. Er war eine faszinierende, zugleich aber auch eine polarisierende Persönlichkeit, ein Mensch mit herausragenden intellektuellen Kapazitäten und einer gewaltigen Arbeitskraft.

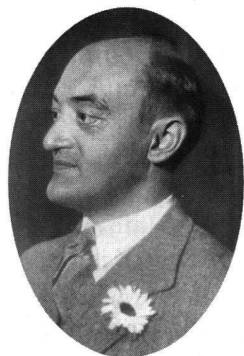
In der einschlägigen Literatur wird er als ein brillanter Redner gewürdigt, der kaum je von Selbstzweifeln geplagt wurde. Vielmehr war er ein vorwärtsstürmender Geist, der unentwegt und leidenschaftlich nach neuen Erkenntnissen suchte, wohl wissend, dass der Endpunkt, das «absolute Wissen», nie erreicht werden kann. «Ich wünschte nie Abschliessendes zu sagen (...) oder so etwas wie eine Schumpeterschule zu gründen.» Das Bestehende muss sich der Konkurrenz neuer Gedanken und Problemlösungsansätzen stellen; insofern hat es, wie Popper formulierte, stets einen nur vorläufigen Wert. 1932 zieht Schumpeter von der Universität Bonn nach Harvard; in seiner Abschiedsrede hält er dazu pointiert fest: «Das Faszinierende an der Wis-

senschaft ist im Grunde allein der Spass, den man hat, wenn man tut, was beste Autoritäten als unmöglich erklären.» Und endlich war er ein scharfzüngiger Kritiker, zugleich aber auch ein ideenreicher Anreger. «Ich will nur, wie es mir die Stunde zuführt, Anregungen geben», hat er in einem Vortrag mit angelsächsischem Understatement festgehalten. Schumpeter hatte offensichtlich Freude am Paradoxon (Wilhelm Röcke) und wohl auch an Brüskierungen.

Schumpeter scheute sich nicht, mit den Zünftigen seiner Zeit, nicht zuletzt mit Keynes, Streitgespräche auszutragen. «Die sogenannten Determinanten von Keynes sind ein zwischen dem Studenten und der Wirklichkeit aufgestellter Papierschirm» (D. M. Wright, Schumpeter & Keynes, Weltwirtschaftliches Archiv, 1950). Es ist naheliegend, dass Schumpeter mit solch spitzen, die Grenzen des Verletzenden streifenden Urteilen, die auch den Zyniker aufscheinen lassen, nicht nur Freunde um sich scharte. Es sind wohl diese persönlichen Eigenschaften, die zusammen mit einem gewaltigen, über weite Strecken originellen sowie in mancher Beziehung gegen den Zeitgeist gerichteten Werk bis in die Gegenwart Anlass zu erklärenden, prüfenden, zustimmenden oder ablehnenden Untersuchungen gegeben haben.

Noch keine dogmenhistorische Mumie

In dieser Perspektive ist auf zwei neuere Werke hinzuweisen, nämlich einmal auf



Joseph A. Schumpeter

die Untersuchung von *Richard Swedberg* «Joseph A. Schumpeter» (*His Life and Work*)¹. Swedbergs Buch ist neben ausführlichen biographischen Hinweisen eine leicht lesbare Einführung in die *wirtschaftliche Denkweise* Schumpeters. Weshalb mehr als vier Jahrzehnte nach seinem Tode auf Schumpeter zurückkommen? Swedberg glaubt, dass nach dem Abebben der von Keynes erzeugten Wellen die *neoliberalen Denkweise* als dominante Ideologie wieder die Oberhand gewonnen hat. Der Markt und der Unternehmer bzw. das Unternehmen sind wieder ins Zentrum der wirtschafts- und gesellschaftsbezogenen Ordnungspolitik gerückt. Kommt dazu, dass sich in der Sicht von Swedberg die «*mainstream economics*» in einer Krise befinden; nicht wenige Ökonomen seien deshalb zur Auffassung gekommen, dass der Rückgriff auf Schumpeter bei der Suche nach Antworten auf aktuelle Fragen durchaus vielversprechend sein könnte. Und dies nicht zuletzt deshalb, weil das Werk von Schumpeter wesentlich reichhaltiger sei, als bisher angenommen wurde. Swedberg moniert in diesem Zusammenhang, dass noch keine umfassende Studie über die *politische Philosophie* von Schumpeter vorliege, die zum Verständnis einiger seiner Werke hilfreich wäre.

Die zweite Monographie, auf die aufmerksam zu machen ist, stammt aus der Feder des eminenten Ökonomen *Wolfgang F. Stolper*: «Joseph Alois Schumpeter – The Public Life of a Private Man»². Bei der Lektüre von Stolpers Werk hat man sich bewusst zu sein, dass der Autor in seiner Studentenzeit mit Schumpeter zusammenarbeitete und dass Schumpeter im Hause der Eltern von Stolper verkehrte. Stolper ist aus diesem Grunde wohl wie kein Zweiter mit dem Werk von Schumpeter, seinen Lebensumständen, seiner Persönlichkeit und seinem Naturell vertraut. Sein Buch ist mit menschlicher Wärme und mit offensichtlicher Zuneigung geschrieben; es bringt ebenfalls in sehr dezidiert Weise die Überzeugung zum Ausdruck, dass der Ökonom Schumpeter noch keineswegs in die Dogmengeschichte entschwunden ist, sondern mit seinen Einfällen und Theorien weiterhin zum Verständnis von zumindest einigen Gegenwartsproblemen beizutragen vermag. Zudem stellt auch Stolper heraus, dass Schumpe-

1 Richard Swedberg, *Joseph A. Schumpeter: His Life and Work*, Polity Press, Cambridge UK, Paperback 1993.

2 Wolfgang F. Stolper: *Joseph Alois Schumpeter – The Public Life of a Private Man*, Princeton University Press, Princeton, New Jersey 1994.

ters Aktivitäten und wirtschaftspolitische Empfehlungen im Lichte der theoretischen Grundlagen und der historischen Bezüge leider noch nicht adäquat ausgeleuchtet worden seien. Er will diese Lücke schliessen. Und schliesslich vertritt er die Meinung, dass einige von Schumpeters Theorien zur Weiterentwicklung geeignet seien; er skizziert Wege, wie dies geschehen könnte.

Stolpers Buch wartet mit zahlreichen Informationen und Interpretationen auf, die Neuigkeitswert und Originalität beanspruchen dürfen. Swedberg bewegt sich dagegen mehr in einem orthodoxen biographischen und werkbezogenen Rahmen; bei Stolper ist der Wille spürbar, bisher noch nicht gesichtete oder wenig intensiv bearbeitete Materialien in seine Untersuchung einzubeziehen.

Theoretiker der «schöpferischen Zerstörung»

Stolper zeigt, *wo* Schumpeter Trends aufspürte, deren Aussagekraft noch heute Gültigkeit sowie Aktualitätswert beanspruchen darf – und widersteht dabei natürlich als Vollblutökonom mit weltweitem Renommee der Versuchung nicht, auch *seine eigene Sicht* zu verschiedenen modernen wirtschaftswissenschaftlichen Erkenntnissen einfließen zu lassen.

In diesem Zusammenhang tritt natürlich bei beiden Autoren Schumpeters ebenso kreative wie geistvolle, aber auch umstrittene Vorstellung vom *kapitalistischen System* in den Vordergrund, in dem sich ein dynamischer und in rationalistische Kategorien eingebetteter Prozess der «*schöpferischen Zerstörung*» (ständig wechselnde Produktionsmittelkombinationen und immer neue Produkte) im Wechsel der konjunkturellen Wellen entfaltet und in dem Innovationen sowie Investitionen wie ihre kreditbezogene Finanzierung eine zentrale Rolle spielen. Kapitalismus ist für Schumpeter in erster Linie ein ständiger Wandel in den Produktionsstrukturen (Swedberg). Zu Zeiten Schumpeters dominierte in der Theorie noch die Analyse des statischen Gleichgewichts. Schumpeter wies demgegenüber schon frühzeitig darauf hin, dass es, wenn ökonomische Aussagen realitätsnäher werden sollen, gelte, *dynamisch-evolutionäre Prozesse* auf

*Kapitalismus ist
für Schumpeter
in erster Linie
ein ständiger
Wandel in den
Produktions-
strukturen.*

dem Boden der zeitbedingten historischen Gegebenheiten zu untersuchen; wie das methodisch geschehen könnte, war damals allerdings noch unklar. Schumpeter glaubte jedoch aufgrund der von ihm erforschten Entwicklungstrends, dem Kapitalismus *kein* glückliches und frohgemutes Schicksal in Aussicht stellen zu können, weil er schliesslich an seinen *Erfolgen*, nicht an seinen Fehlern, wie *Marx*, geblendet vom historischen Determinismus, angenommen hatte, zugrunde gehen werde. Der *Marsch in den Sozialismus* sei zwar nicht zwangsläufig vorgezeichnet, aber mit hoher Wahrscheinlichkeit unvermeidbar.

Im Schatten von Mises und Hayek

Es ist unübersehbar, dass insbesondere Stolper den Versuch unternimmt, Schumpeter, der in der *Sozialismuskussion* im Schatten vor allem von *Mises* und *Hayek* stand und der auch den Siegeszug von *Keynes* mit Skepsis zur Kenntnis nahm, zu reaktivieren. Zwar machte das Buch «Capitalism, Socialism and Democracy» (1942), in dem die Sozialismusthese vorgestellt wird, nach seinem Erscheinen Furore und liess den Puls nicht weniger Wissenschaftler höher schlagen. *Jean Robinson* gab damals leicht euphorisch zu bedenken, dass dieses Buch, ob es den Leser überzeuge oder nicht, jedenfalls den ganzen Papageienkäfig zeitgenössischer ökonomischer Theorie, der Orthodoxen von rechts und links und des Zentrums, aufwiege. Aber die politisch handelnde Szene erreichte es kaum; und auch eine breitere Öffentlichkeit wurde von ihm nicht elektrisiert. Stolper jedoch vertritt die Meinung, dass die Sozialismustheorie von Schumpeter nach wie vor als ein *brauchbares Instrument* für die Diagnose und das Verständnis von Gegenwartsproblemen, nicht zuletzt der Transformationsprobleme in den ehemals kommunistischen Ländern, zu betrachten sei.

Mises sowie zahlreiche Ordo- und Neoliberalen nach ihm sind davon ausgegangen, dass der Sozialismus marxistischer Prägung vor allem deshalb keine Überlebenschancen habe, weil er den *Markt* nicht als Koordinations- und Recheninstrument akzeptiere und damit den in einem kapitalistischen System eingebauten Richter, der über eine effiziente und knappheitsbe-

Der Marsch in
den Sozialismus
sei zwar nicht
zwangsläufig vor-
gezeichnet, aber
mit hoher Wahr-
scheinlichkeit
unvermeidbar.

zogene Verwendung limitiert vorhandener Ressourcen wache, entmachte (Unvereinbarkeitsthese). In der visionären Perspektive, nämlich bei der Vollendung des Kommunismus, sollte er völlig verschwunden sein. Und weil es trotz zahlreicher Versuche nie gelungen ist, die ordnungsgestaltende und -lenkende Wirkung der Marktpreise durch ein anderes Instrument mit gleichen Qualitäten zu ersetzen, ist die sozialistische Wirtschaftsordnung, wie eine grosse historische Evidenz nachweist, in den Zustand einer heillosen Verschwendungs- und Misswirtschaft abgeglitten.

Sind Märkte tatsächlich systemneutral?

Schumpeter und auch Stolper wollen den Markt (Marktpreise, Preismechanismus) als Kriterium für die Unterscheidung des kapitalistischen von einem sozialistischen System, das die Diskussion in der Nachkriegszeit «*unglücklicherweise*» dominiert habe, *nicht* anerkennen. Swedberg behandelt in seinem Buch zwar die Sozialismusthese von Schumpeter, wobei er aber auf die Kontroverse mit Mises/Hayek nicht explizit eingeht. Märkte kommen – Stolper insistiert auf diesem Argument – in *allen* Wirtschaftsordnungen vor und sind insofern systemneutral, d.h., sie sind als ein allgemeines und kein spezifisches Merkmal von Wirtschaftsordnungen zu verstehen. Märkte sind in seinem Urteil politisch, sozial und kulturell *neutrale Erscheinungen*. In dieser doch recht eigenwilligen Annahme ist die entscheidende *Bruchstelle* zwischen Schumpeter/Stolper und Mises/Hayek zu orten. Sie kommt im Buch von Stolper deutlich zum Vorschein.

Ist es sinnvoll, zwischen der Position von Schumpeter/Stolper auf der einen Seite und jener der Neoliberalen auf der andern Seite eine grundsätzliche Differenz der geschilderten Art zu konstruieren? Stolper identifiziert sich mit der Position von Schumpeter, dass nämlich alle theoretischen Erklärungen auf die Phänomene zugeschnitten sein müssen, die sie erklären sollen. An ihrem *Realitätsgehalt* ist zu entscheiden, ob sie nützlich oder wertlos sind. Die realitätsbezogene Analyse muss – nach Schumpeter und Stolper – stets auch die *historische Einmaligkeit* einer bestimmten Situation, innerhalb der sich ein ökonomi-

scher Prozess abspielt, ins theoretische Bild einbeziehen. Für Erkenntnisse konkreter Sachverhalte ist die einzig adäquate Methode eine *Verbindung* von theoretischer, historischer und quantitativer Analyse. Schumpeter: «Ja, wenn man Edgeworth und Sombart mischen könnte!»

Ein Streit um des Kaisers Bart

Werden diese Forderungen auf die Sozialismusdiskussion, wie sie von Mises und Hayek geführt wurde, übertragen, so kann doch wohl kaum in Abrede gestellt werden, dass der Sozialismus marxistischer Observanz sowohl in seiner theoretischen Fundierung wie auch in der Realität die marktlose Wirtschaftsordnung anvisierte und auf jenen Ordnungstyp zusteuerte, der den Namen *Zuteilungswirtschaft* erhalten hat. Diese Tendenz prägte die ordnungspolitische Realität der ehemals sozialistischen Länder über Jahrzehnte bis zum Jahr 1989. Die Tatsache, dass sie auf halbem Weg gescheitert ist und dass sie sich mit Reformexperimenten der verschiedensten Art, auch solchen mit «mehr Markt», aus ihrem Dilemma zu stehlen versuchte, vermag das *Grundanliegen*, nämlich den Markt als kapitalistisches Teufelswerk auf dem Misthaufen der Geschichte verenden zu lassen, nicht ausser Kraft zu setzen. Und weil sich *diese* Form des Sozialismus seit dem Jahre 1917, vorwiegend aber in der Nachkriegszeit, zu einem die Realität bestimmenden politischen Machtfaktor ersten Ranges aufbaute (real existierender Sozialismus), an dem sich mannigfache Konflikte mit weltweiten Dimensionen entzündeten, ist es weder überraschend noch abwegig, dass Wissenschaftler, die sich mit dem dahinterliegenden ordnungspolitischen Problem auseinandersetzten, eben den *Markt* als Unterscheidungskriterium wählten.

Schumpeter konzentrierte sich dagegen auf eine Sozialismusvariante, die den marktwirtschaftlichen Preismechanismus *respektiert*. Und in der Tat ist zutreffend, dass es sowohl in der Theorie wie in der Wirklichkeit gesellschaftspolitische Entwürfe gegeben hat und weiter gibt, die das Label «Sozialismus» tragen und die mit dem Markt eine *Freundschaft*, wenn auch nicht unbedingt ein Liebesverhältnis eingegangen sind. Die Annäherung soziali-

.....

Die Annäherung
sozialistischer
bzw. sozial-
demokratischer
Ordnungsvor-
stellungen an den
Markt ist in
Europa seit dem
Kriegsende zu
beobachten.

.....

stischer bzw. sozialdemokratischer Ordnungsvorstellungen an den Markt ist in Europa seit dem Kriegsende zu beobachten; sie hat durch den Zusammenbruch des marxistischen Sozialismus Auftrieb erfahren. Die Krux der Kontroverse zwischen Schumpeter/Stolper und Mises/Hayek ist wohl darin zu sehen, dass es *den* Sozialismus nicht gibt und nie gegeben hat, sondern vielmehr *zahlreiche Sozialismusvarianten* mit höchst unterschiedlichen Charakteristiken. Der Sozialismus, auf den sich Schumpeter konzentriert, ist das Produkt eines langen historischen Prozesses, der sich aus der kapitalistischen Erfolgsstory entwickelt.

Ist der Sozialismus unvermeidlich?

Die ständige Erhöhung des Lebensstandards breiter Massen provoziert in der Sicht Schumpeters *Verhaltensänderungen*, die den methodologischen Individualismus unterspülen, das kapitalistische Wirtschaftssystem tragende Wertsystem erodieren lassen und damit sowohl auf der soziologischen, der politischen wie der institutionellen Ebene den Einzug sozialistischer Verhaltensmuster ermöglichen. Es findet eine *Verschiebung des Bewusstseins* von einer individuellen auf eine mehr sozialistische oder kollektive Basis statt. Die *public sphere* nimmt im Leben der Menschen einen immer grösseren Raum ein. Und der Staat beansprucht in einer grundsätzlich individualistischen Gesellschaft unablässig eine dominantere Rolle. Bei diesem lautlosen Prozess spielen die Intellektuellen – Georg J. Stigler lässt grüssen – keine sehr glorreiche Rolle. Dem Kapitalismus wird zunehmend der Sauerstoff abgeschnitten. «Dinge und Seelen werden in einer solchen Weise umgewandelt, dass sie der sozialistischen Form des Lebens zugänglich werden.» Dieser Prozess wird zudem durch institutionelle Veränderungen unterstützt, nicht zuletzt durch eine steigende Bedeutung *monopolistischer Praktiken* von Grossunternehmen, die durch die Trennung von Besitz und Management nicht mehr dem «klassischen» Unternehmerbild entsprechen. Monopolistisch agierende Grossunternehmen werden in ihrer Existenz durch die zunehmende Kapitalintensität der Innovationen, der steigenden Ansprüche an die Investitionen sowie

durch die grösser werdenden Risiken begünstigt. Grossbetriebe verhalten sich in der Sicht von Schumpeter innovativer als Klein- und Mittelbetriebe – eine These, die später in *Galbraiths* Buch «American Capitalism» (1952) wieder auftaucht. Swedberg spricht in diesem Kontext von der «*Technology-push-Hypothese*».

Swedberg geht bei der Behandlung dieser Problematik auf die Frage ein, ob Innovationen primär aus einer starken technologischen Basis «geboren» werden oder mehr durch eine «*Demand-pull-Situation*», also in erster Linie nachfrageinduziert sind. Seit Schumpeter seine These präsentierte, ist auf diesem Gebiet viel Forschung betrieben worden. Swedberg weist auf eine neuere Untersuchung von *Morton Kamien* und *Nancy Schwartz* («Market Structure») hin, die zum Ergebnis kommt, dass der Nachfragekomponente gegenüber der technologischen Basis bei der Erzeugung von Innovationen ein grösseres Gewicht einzuräumen ist.

Kritisches Demokratieverständnis

Können demokratische politische Ordnungen den «Marsch in den Sozialismus» abblocken? Schumpeter formulierte gegenüber der *Demokratie* als einer Institution, mit der die Spielregeln zur Fällung von politischen Entscheiden festgelegt werden, eine betont *kritische Haltung*. In seinem Demokratieverständnis erscheinen die politischen Entscheidungsträger nicht mehr ausschliesslich, wie das bis anhin bei den klassischen Demokratiemodellen der Fall war, als rational handelnde Personen beziehungsweise Institutionen, die bei ihrem Sinnen und Trachten stets nur das Gemeinwohl wie eine Monstranz vor sich her tragen. Sowohl Wähler wie Politiker folgen ihren eigenen Interessen, in die auch rational kaum mehr fassbare Verhaltensmuster einfließen. Die Rationalität wird verbogen und verfälscht. Mit Blick auf dieses Demokratiebild, das in «Capitalism, Socialism and Democracy» im Detail ausgemalt wird, kann Schumpeter als Vorläufer des «Public-choice-Ansatzes» betrachtet werden. Ökonomen, Soziologen und Vertreter der politischen Wissenschaften wie *Anthony Downs*, *Mancur Olson*, *William Niskanen*, *James Buchanan* oder *Gordon Tullock* hatten die Ideen von

3 *Critical Review*, 1995,
Vol. 9, No. 3, S. 301 ff.

Die Einführung
von irrationalen
Verhaltensweisen
in die Analyse
politischer
Prozesse hat dem
wissenschaft-
lichen Kenntnis-
stand eine neue
Qualität gegeben.

Schumpeter aufgegriffen und weiter entwickelt. Die Einführung von *irrationalen Verhaltensweisen* in die Analyse politischer Prozesse hat dem wissenschaftlichen Kenntnisstand eine neue Qualität gegeben. *Manfred Prisching*, der in einem höchst lesenswerten und aussagekräftigen Aufsatz («Schumpeter's Irrational Choice Theory»³) diesen Vorgang in die Einzelheiten zerlegt und eindrucklich beschrieben hat, erklärt Schumpeter zum Begründer des «*Irrational Choice Approach*». Dies ist nur ein Beispiel, das lehrt, dass Schumpeter manche Entwicklungen in der Ökonomie, wenn nicht vorweggenommen, so doch erahnt hatte. – Wie auch immer: In der Sicht von Schumpeter können aber Demokratie und Sozialismus sehr gut *koexistieren*, weil zwischen beiden keine notwendigen Beziehungen auszumachen sind. Der Sozialisierungsprozess wird durch eine demokratische Ordnung grundsätzlich weder gelähmt noch aufgehoben.

Ein Konflikt, der keiner ist

Die hier nur in wenigen grossen Strichen gezeichnete These von Schumpeters «Marsch in den Sozialismus» steht *nicht* notwendigerweise, wie *Stolper* ausführt, im Gegensatz zur Unvereinbarkeitsthese von *Mises* und *Hayek*, denn sie beschreibt und analysiert eine *andere historische Situation*. Und es gibt gewiss, wie *Stolper* überzeugend nachweist, nicht wenige Indizien, die Schumpeters Hypothese stützen. Die Übergangsgesellschaft akzeptiert grundsätzlich grosse und steigende Budgetdefizite, strebt nach einem «Maximum» an öffentlichen Dienstleistungen und Einkommensumverteilung, hauptsächlich durch Einkommens- und Erbschaftssteuern, und begibt sich unbekümmert auf das Sumpfgelände einer überbordenden «Subventionitis». Die Löhne sind weder frei noch völlig fixiert. Der Steuerstaat befindet sich in der Krise und macht keine Anstalten, das Interesse des Bürgers an der Produktion zu schützen. Das Gewicht der Arbeitnehmerinteressen nimmt ständig zu. Gegengiftstrategien sind wenig aussichtsreich, weil Reformen normalerweise nur Symptome behandeln, ohne dass verstanden wird, welche Ursachen hinter ihnen liegen. Reformen bleiben oft Wunschdenken, weil sie sich auf eine sta-

tische und nicht auf eine evolutionäre Auslegung der Wirklichkeit stützen. Dieser Interpretation der gegenwärtigen Lage und der künftigen Entwicklungsmöglichkeiten kann durchaus auch noch heute einige Sympathie entgegengebracht werden, ohne dass deshalb der Ansatz von Mises/Hayek in Bausch und Bogen verurteilt werden muss. Beide Interpretationen haben nebeneinander Platz.

Es gibt nicht wenige Experten, welche die Auffassung von Stolper teilen. Henner Kleinewefers beispielsweise gibt in seinem 1985 erschienen Werk «Reformen für Wirtschaft und Gesellschaft»⁴ der Überzeugung Ausdruck, «dass in den kapitalistischen Ländern die Entwicklung in den letzten vierzig Jahren im Trend entsprechend der Schumpeterschen Prognose verlaufen» sei. Eine nicht zu unterschätzende Rolle spielten dabei tiefgreifende Veränderungen in der Zusammensetzung der gesellschaftlichen Schichten, indem jene Gruppierungen, die das kapitalistische System «hervorgebracht» haben und schützend vor ihm standen, unablässig schwächer geworden sind; die aus intellektuellen Ecken stammende Kapitalismuskritik hat zugenommen, die wirtschaftlichen Individualrechte, vor allem die Eigentums- und Vertragsfreiheit, werden mehr und mehr stranguliert, und die Bürokratie als Funktionsträger des Staates gewinnt unaufhaltsam an Einfluss. Schumpeters Sozialismusthese ist also noch keineswegs zu einem historischen Relikt erstarrt.

Kein historischer Determinismus

Ob es allerdings genügt, die Sozialismusdebatte – wie Stolper dies unternimmt – unter neuen Vorzeichen wieder zu beleben, steht auf einem andern Blatt. Ein Missverständnis, das in diesem Zusammenhang immer wieder aufgetreten ist, hat Stolper in seinem Buch mit aller Deutlichkeit korrigiert. Schumpeter ist seinerzeit verschiedentlich als historischer Determinist angeprangert und in dieser Beziehung in die Nähe von Marx gerückt worden. Wilhelm Röpke war nicht der

4 Henner Kleinewefers: *Reformen für Wirtschaft und Gesellschaft, Utopien, Konzepte, Realitäten*, Campus-Verlag, Frankfurt am Main 1985, S. 59 ff.

.....

Schumpeters
Sozialismusthese
ist noch
keineswegs
zu einem
historischen
Relikt erstarrt.

.....

einzig, der Schumpeter in einem längeren Aufsatz im ersten ORDO-Band (1948) den Vorwurf machte, dem Bann einer deterministischen Sozialphilosophie erlegen zu sein.

Schumpeter hat sich stets gegen diese Unterstellung gewehrt; im Schlusswort seines Buches «Capitalism, Socialism and Democracy» hält er dazu sarkastisch fest: (Eine zwangsweise Entstehung des Sozialismus am Ende eines langen Prozesses) «wäre eine merkwürdige Erhöhung der Gebete von Karl Marx. Aber die Geschichte erlaubt sich manchmal solche Scherze». Schumpeter war einer der ersten Ökonomen, der einen evolutionstheoretischen Ansatz wählte und von dieser Position aus auf die Untersuchung einer individualistischen Wirtschaft drängte, die sich unablässig in Bewegung befindet und verändert. Ein grosser Teil seiner theoretischen Erkenntnisse ergibt sich aus diesem Ansatz. Auch die Sozialismusthese ist das Resultat einer Weiterentwicklung dieses Vorgehens; und Schumpeter stellt dabei fest, dass im Laufe der wirtschaftlichen Entwicklung der Bereich der gesellschaftlichen Entscheidungsfindung zu Lasten individueller Entscheidungszuständigkeiten ständig, wenn auch nicht notwendigerweise im zeitlichen Gleichschritt (sondern als diskontinuierlicher Prozess) gestiegen ist. Und wenn es zutrifft, dass die Energien dieses Wandels im soziologischen und politischen Bereich zu lokalisieren sind, so ist es wohl zulässig, von einem «Marsch in den Sozialismus» zu sprechen, solange sich die Bedingungen, unter denen diese Hypothese aufgestellt worden ist, nicht ändern. Es geht um die Analyse von Trends und ihrer inhärenten Logik. Es ist immer möglich, dass Faktoren auftreten, die in den erfassten Trends nicht enthalten sind. Heute würde man in dieser Beziehung wohl von Szenarientechnik sprechen. Der «Marsch in den Sozialismus» ist also wahrscheinlich, aber nicht im Sinne des historischen Determinismus vorgezeichnet. Es ist darauf hinzuweisen, dass auch Swedberg nicht immer mit der gebotenen Präzision zwischen Prognose und Trends unterscheidet. ♦

Peter Stolz,

geboren 1941 in Basel, studierte Wirtschafts- und Sozialwissenschaften sowie Statistik und Recht. Doktorat, Assistenz und Mitarbeit in empirischer Wirtschaftsforschung. Dozent an der Ingenieurschule beider Basel, an der er noch heute Ökonomie und Recht lehrt. 1978 Habilitation, seit 1984 a. o. Professor für Volkswirtschaftslehre und Wirtschaftsgeschichte an der Universität Basel. Buch- und Aufsatzpublikationen zu aktuell-ökonomischen und wirtschaftshistorischen Themen.

HERMES UND KALLIOPE

Zum Verhältnis von Ökonomie und Belletristik

Werke der Weltliteratur enthalten Quellen der Wirtschaftsgeschichte, liefern den Ökonomen anschauliche Paradigmen und beinhalten zuweilen substantielle Aussagen über wirtschaftswissenschaftliche Themen. Schriftsteller pflegen ihrerseits oft einen ökonomischen Sprachstil. Literaturproduktion ist aber auch in der Praxis eng mit der tatsächlichen Wirtschaft verwoben.

Wer behauptet, die Welt der Wirtschaft und der Wirtschaftspolitik werde in der Belletristik ziemlich häufig und recht farbig geschildert, dem kann kaum widersprochen werden. Wagt man jedoch umgekehrt die Aussage, in der modernen Ökonomie sei demgegenüber oft nur am Rande vom Lebensbereich der Wirtschaft die Rede, wird man bei manchen ökonomischen Laien Kopfschütteln hervorrufen. Dennoch – die Wirtschaftswissenschaft mit ihren an sich unerlässlichen Modellen hat sich mehr und mehr von der praktischen Lebenswelt entfernt. Und in Romanen wie z. B. *Jeremias Gotthelfs* «Geld und Geist» oder *Thomas Manns* «Buddenbrooks» erfährt man mehr von wirtschaftlichen Akteuren aus Fleisch und Blut als aus mancher wirtschaftswissenschaftlichen Studie.

Literatur und Wirtschaftsgeschichte

Das kann sogar dazu führen, dass Werke der Belletristik zumal dann als Quellen speziell für die Geschichte von Volkswirtschaft und Unternehmung dienen mögen, wenn keine quantitativen Aufschlüsse gefragt sind. Informationen aus der schönen Literatur sind scharfer Quellenkritik zu unterziehen. Ein in dieser Hinsicht recht unproblematisches Beispiel entnehme ich einem dramatischen Werk in Basler Mundart, das *Emanuel Wolleb* zugeschrieben wird: der «Burger-Vermehrung» von 1758. Darin wird ein – teilweise auf Bluff beruhendes – politisches Tauschgeschäft zwischen Angehörigen der Oberschicht und Handwerkern beschrieben. Ob sich der konkrete «Kuhhandel» so abgespielt hat, ist unwichtig. Entscheidend ist für

mich, dass die Akteure der Wirtschafts- und Sozialpolitik damals in Kategorien des politischen Tausches *dachten* bzw. *denken konnten*¹. Als eindruckliches Beispiel aus dem 20. Jahrhundert sei *Erich Maria Remarques* «Der schwarze Obelisk» genannt, der in Deutschland zur Zeit der Hyperinflation handelt.

Die moderne Wirtschaftsgeschichte tendiert freilich stark zur *quantitativen* Forschung. Literarische Quellen sind in «New Economic History» weniger gefragt. Aber der Stil der Neuen Wirtschaftsgeschichte, zu der die sogenannte *counterfactual history* gehört, ist mehr als 100 Jahre vor deren Lancierung von *William M. Thackeray* in dessen Roman «Jahrmarkt der Eitelkeit» vorweggenommen worden: «Es gibt Menschen, die gern das Geschichtsbuch weglegen und sich ausdenken, was auf der Welt hätte geschehen können, wenn es nicht unglücklicherweise so gekommen wäre, wie es wirklich gekommen ist(...)» (Zit. nach der Ausgabe im Winkler-Verlag; München 1958, S. 354). *Robert Fogel* und *Albert Fishlow* stellten z. B. explizite kontrafaktische Überlegungen zur alternativen Wirtschaftsentwicklung in den USA für den Fall an, dass im 19. Jahrhundert auf den Eisenbahntransport hätte verzichtet werden müssen.

Wohlgemerkt: *Counterfactual history* ist keine fiktive Geschichte in dem Sinne, wie sie etwa in *Mark Twains* «Yankee aus Connecticut an König Artus' Hof» erscheint. Dieser satirische Roman enthält ein Kapitel über «Politische Ökonomie des 6. Jahrhunderts», in dem der Held aus dem 19. Jahrhundert den – angeblich unverständigen – Zeitgenossen des Königs Artus vergeblich den Unterschied zwischen No-

¹ Vgl. Peter Stolz: *Basler Wirtschaft in vor- und frühindustrieller Zeit*. Schulthess Polygraphischer Verlag, Zürich 1977, S. 136 ff.; *Wollebs Dialektstück wurde entdeckt von Rudolf Suter: Die baseldeutsche Dichtung vor J. P. Hebel*. Vineta Verlag, Basel 1949, S. 32 ff., bes. 38.

minimallohn und Reallohn zu erklären versucht. Kontrafaktische Geschichte im Sinne der *New Economic History* unterstellt hingegen, die Wirtschaftssubjekte verhielten sich ökonomisch-rational.

Ökonomische Analyse von Kultur

Die praktische Wirtschaft beeinflusst Kultur: also auch die Schaffung und Verbreitung von schöner Literatur. Beide Elemente – Wirtschaft als (wenn auch oft beiläufiges) Thema von Belletristik und wirtschaftliche Bedingungen kultureller Produktion – verbinden sich in einem zunächst esoterisch anmutenden Roman *Hermann Hesses*, im «Glasperlenspiel». Hesse lässt darin den Meister dieses Spiels, Josef Knecht, ein Rundschreiben an die Erziehungsbehörde der kastalischen Gemeinschaft, einer Art weltlichen Ordens, verfassen. Er gibt in diesem Dokument seinen Vorgesetzten zu bedenken, wie das Glasperlenspiel als kulturelle Höchstleistung in die gesellschaftlichen Bedingungen der Welt jenseits des kastalischen Ordens eingebettet ist und wie sich die Spannung zwischen den ökonomischen und finanzpolitischen Knappheiten einerseits und dem abgehobenen Ordensleben andererseits eines Tages dramatisch zuspitzen könnte. Das Schreiben gipfelt in Knechts Rücktrittsgesuch.

Dass Kunst sowie Kultur als Teil der Wirtschaft betrachtet und die Akteure im Lichte ökonomischer Verhaltensmodelle gesehen werden, ist Gegenstand der Kunst- bzw. Kulturökonomik. Dieser Ansatz sei stellvertretend für viele seiner Resultate mit einer Aussage charakterisiert, die dem verbreiteten Stereotyp zuwiderläuft, hohe literarische Qualität müsse nahezu zwangsläufig mit kargen materiellen Bedingungen erkaufte werden. *Pommerehne* und *Frey* berichten über eine Reihe von Untersuchungen mit konträren Ergebnissen, wonach literarisches Schaffen von hoher künstlerischer Qualität am Markt durchaus überleben könne und mitunter sogar zu hohen Einkommen führe². Wie oft dies wirklich im Rahmen einer Künstlerkarriere jenseits eines bürgerlichen Berufs gelingt oder gelang, ist freilich eine andere Frage³.

Bisher war vor allem davon die Rede, dass der Lebensbereich der Wirtschaft ein-

.....

Die Spieltheorie
lässt Wirtschaftssubjekte
nicht als
Robinsons,
sondern in
einem sozial-
ökonomischen
Zusammenhang
agieren.

.....

schliesslich der Wirtschaftspolitik entweder in der Weltliteratur thematisiert wird oder gleichsam ungefragt die Bedingungen des künstlerischen Schaffens beeinflusst. Jetzt rückt die Perspektive der Wirtschaftswissenschaften in den Vordergrund. Sind aber die Beziehungen zwischen schöner Literatur und Volks- oder sogar Betriebswirtschaftslehre nicht äusserst locker? Nun, locker sind die Beziehungen gewiss einmal dort, wo die Ideen «exportierende» Wissenschaft oder Kunstgattung dies ungeplant oder sogar ungewollt tut. Mit einem ökonomischen Paradigma umschrieben, ist das Angebot an Information in diesen Fällen eine Nebenwirkung der Literaturproduktion bzw. des ökonomischen Denkens.

Spontane Einflüsse und Parallelen zwischen Belletristik und Ökonomie

Beispielsweise haben die Wirtschaftswissenschaften selbstverständlich keine Anregungen an Schriftsteller abgegeben, wie sie einen ökonomischen Sprachstil pflegen könnten. Und doch gehen manche Schriftsteller sparsam mit der Sprache um: etwa *Adalbert Stifter* im «Witiko» oder *Max Frisch* im «Homo Faber». Umgekehrt machen die Wirtschaftswissenschaften immer wieder Anleihen in der Belletristik, ohne dass hierbei die Literaten die Absicht gehabt hätten, die Ökonomie in deren Aussagen zu unterstützen. Dieser spontane, unbeabsichtigte Einfluss von der Literatur auf das ökonomische Fachgebiet wird hier vor allem ausführlich dokumentiert; die zuvor genannte Parallele in Gestalt der Sprachökonomie wird nicht weiter verfolgt.

Der Mathematiker *John von Neumann* und der Ökonom *Oskar Morgenstern* griffen *Daniel Defoes* «Robinson Crusoe» in ihrer Spieltheorie als Paradigma auf. Die Entleiher des Paradigmas bezeichneten mit dem Begriff der Robinson-Crusoe-Wirtschaft eine Modell-Ökonomie, in der ein isolierter Akteur alle Variablen kontrolliert, von denen ein angestrebtes Maximum z. B. des Gewinns oder des Nutzens abhängt. Die durch von Neumann und Morgenstern entwickelte Spieltheorie lässt demgegenüber Wirtschaftssubjekte nicht als Robinsons, sondern in einem sozialökonomischen Zu-

2 Werner W. Pommerehne und Bruno S. Frey: *Musen und Märkte. Ansätze zu einer Ökonomik der Kunst*. Verlag Vahlen, München 1993, S. 152 ff.

3 Am Beispiel Stifters: Peter A. Schoenborn, *Adalbert Stifter. Sein Leben und Werk*. Francke Verlag, Bern 1992, S. 336 ff.

sammenhang mit Interdependenz der Handlungen agieren⁴. Das Robinson-Paradigma charakterisiert also eine Sicht, von der sich die Schöpfer der Spieltheorie gerade distanzieren.

Auch Docteur Pangloss, der Lehrer der Titelgestalt in Voltaire's «Candide», muss einem kritischen Ökonomen als negatives Paradigma herhalten, wobei freilich schon Voltaire Pangloss' Ideen ablehnte. Hodgson⁵ nimmt mit dieser Figur Theorien aufs Korn, nach denen die ökonomische Konkurrenz mit entsprechendem Maximierungsverhalten zu sozial optimalen Resultaten führe. Selbststeuerung der Wirtschaft münde nicht automatisch in die «*meilleur des mondes possibles*». Dieser Ausspruch von Pangloss ist auf den Optimismus von Leibniz gemünzt, der bei Voltaire zur Karikatur wird. Mit solchen karikierenden Paradigmen ist in der Ökonomie freilich vorsichtig umzugehen. Dass man die auf Wettbewerb basierende Marktwirtschaft nicht für die beste aller Welten hält, schliesst keineswegs ihre Überlegenheit über alternative Wirtschaftsordnungen aus.

Neben zuweilen polemischen Charakterisierungen ökonomischer Theorien durch literarische Anleihen werden auch Merkmale der wirtschaftlichen Realität mit diesem Mittel kritisiert. Das war z. B. schon bei *Simonde de Sismondi* der Fall, der in einem wenig bekannten Werk *Lukians* Fabel vom Zauberlehrling verwendete, um negativ beurteilte Seiten der Industrialisierung und des technischen Fortschritts aufzuzeigen⁶. Von *Goethe*, der *Lukians* Fabel zur Grundlage einer Ballade machte, sei freilich ein Zitat aus «Faust I» erwähnt, das *Ekelund* und *Tollison* im befürwortenden Sinn verwenden – ausgerechnet eine Aussage von Mephisto... In diesem Falle unterstreicht sie im zustimmenden Sinne eine differenzierte ökonomische Aussage. Mephisto antwortet also auf Fausts Frage, wer jener denn sei: «*Ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.*» *Ekelund* und *Tollison* wollen mit diesem Zitat aus dem Faust-Drama illustrieren, dass der Wunsch, etwas volkswirtschaftlich Unerwünschtes wie monopolistische und regulierte Handelskompanien effizienter zu betreiben, ungewollt in die Kapitalgesellschaften mündete, aus denen sich schliesslich die für das Wettbe-

werbsregime geeigneten Aktiengesellschaften entwickelten⁷.

Substantielle ökonomische Aussagen in der schönen Literatur? Beispiele zu Güterpreisen und Löhnen

Ein Roman, eine Novelle, ein Drama oder ein Epos können einerseits gleichsam den Steinbruch bilden, aus dem das Rohmaterial herausgebrochen wird: Schilderungen über Wirtschaft sowie Paradigmen zur Bebilderung ökonomischer Aussagen. Das nationalökonomische Verständnis der Schriftsteller spielt bei dieser Betrachtung keine grosse Rolle. Der Dichter liefert gewissermassen den Stein, behauen wird er von anderen. So geht *Jürg Niehans* an Gotthelfs Werk heran, wenn er es nach wirtschaftlichen Elementen abfragt: «*Gotthelfs eigene nationalökonomische Auffassungen (...) verraten kein hohes Mass an volkswirtschaftlicher Einsicht (...) Seine tiefe Einsicht bezieht sich vielmehr auf die Menschen in Liebiwyl, Erdöpfelkofen und auf den Knubel, und ihre alltäglichen Geschäfte.*»⁸

Andererseits mögen im Unterschied zu Niehans' Perspektive volkswirtschaftlich relevante Textstellen in literarischen Werken durchaus interessieren. Wenden wir uns entsprechend mehr oder weniger gezielten analytischen oder normativen Aussagen belletristischer Autoren über wirtschaftliche Phänomene zu, oder mindestens solchen Äusserungen, die direkt inhaltlich – und nicht nur bildlich – in der Ökonomie verwendet werden können und diese eventuell bereichern. Die erwähnten Werke werden dabei wiederum aus dem literaturgeschichtlichen Zusammenhang herausgelöst.

Wohl selten findet man in Texten jenseits wirtschaftswissenschaftlicher Schriften derart treffende und klare Einsichten in den Marktmechanismus wie in *Alessandro Manzoni's* historischem Roman «Die Verlobten» – im italienischen Original 1825/26 erschienen. Am Beispiel der Mailänder Hungerunruhen der 1620er Jahre, die mit den von ihm beschriebenen Einzelschicksalen verwoben sind, kritisierte er behördlich verfügte Höchstpreise für Brot. Er lehnte diese Preispolitik deshalb ab, weil sie ausgerechnet bei Brotmangel das Angebot noch verringere, andererseits der Verschwendung Vorschub

4 Vgl. Oskar Morgenstern: *Thirteen Critical Points in Contemporary Economic Theory: An Interpretation*, in: *Journal of Economic Literature*, Vol. 10 (1972), No. 4, S. 1165 ff.

5 Geoffrey M. Hodgson: *Economics and Evolution. Bringing Life Back into Economics*. Polity Press, Cambridge 1994, S. 197 ff.

6 Hans Christoph Binswanger: *Geld und Magie. Deutung und Kritik der modernen Wirtschaft anhand von Goethes Faust*. Edition Weitzbrecht, Stuttgart 1985, S. 163 ff.

7 Robert B. Ekelund, Jr., und Robert D. Tollison: *Mercantilism as a Rent-Seeking Society. Economic Regulation in Historical Perspective*. Texas A&M University Press, College Station 1981, S. 111 ff.

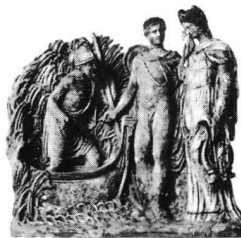
8 Jürg Niehans: *Geld und Geist oder Nationalökonomie in der Freude*, in: *Schweizer Monatshefte*, 65. Jahr (1985), Heft 3, S. 225.

leiste und somit die Nachfrage erhöhe. Lediglich Symptome des Mangels würden bekämpft, die Ursachen der Hungerkrise hingegen zusätzlich verschärft. Manzoni lieferte zu seiner scharfsinnigen Analyse noch einen bildhaften Vergleich für den Eingriff des spanischen Grosskanzlers in den Preismechanismus: *«Er verfuhr dabei wie eine Frau, die über ihre erste Jugend hinaus ist und die sich durch eine Änderung ihrer Geburtsurkunde zu verjüngen meint.»* (Zitiert nach der Übersetzung im dtv: München 1985, S. 289).

Ein konträres Beispiel, wo ein bescheidener Lohn als Preis menschlicher Arbeit nicht dazu führt, dass das Angebot in Quantität und Qualität hinter der Nachfrage zurückbleibt, ist in *Werner Bergengruens* «Der Grosstyrann und das Gericht» zu finden. Von Nespoli, dem Chef der Sicherheitsbehörde, heisst es dort: *«Er bezahlte seine Untergebenen niedrig, indessen nicht aus Geiz: er wollte Leute, denen dieser Beruf eine Notwendigkeit ihres Lebens war gleichwie ihm selbst.»* (dtv: München, 3. Aufl. 1992, S. 22). Ein nicht besonders hoher Lohn mag dann gerade als positives Filter für gute Leute dienen, während mittelmässige weniger an der Arbeit an sich als an materiellen Anreizen interessiert sind.

Ökonomie und Umwelt in literarischen Werken

Eines der grössten Probleme unserer Zeit, die Gefährdung und teilweise Zerstörung der natürlichen Umwelt durch unsere Zivilisation, schlägt sich schon früh in der Belletristik nieder. Klarsichtig lässt *Adalbert Stifter* in den «Zwei Schwestern» (1845, hier zitiert nach der Winkler-Ausgabe der «Studien», München 1966, S. 1100) Alfred sagen: *«Aber das weiss ich, dass es eine Veränderung der Erde und des menschlichen Geschlechtes ist, wenn zuerst die Zedern vom Libanon, aus denen man Tempel baute, dann die Ahorne Griechenlands, die die klingenden Bogen gaben, dann die Wälder und Eichen Italiens und Europas verschwanden, und endlich der unermessliche Schmuck und Wuchs, der jetzt noch an dem Amazonenstrome steht, folgen und verschwinden wird.»* Die weitsichtige Prognose verbindet sich freilich nicht mit einer Anklage, so düster Rückblick und Aussicht auch sind.

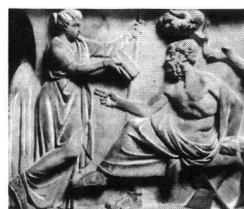


Hermes (gr. «vom Steinhäufen»), griechischer Gott der Wege und des Verkehrs, der Kaufleute (und der Diebe), der Redekunst und der Gymnastik. Louvre, Photo: Giraudon.

Eine heiterere Perspektive im Sinne einer Versöhnung von wirtschaftlichem Eingriff und natürlicher Umwelt tat sich in der 1847 erschienenen Buchfassung von Stifters «Mappe meines Urgrossvaters» auf. Darin schlägt der Obrist dem Doktor vor, sie möchten gemeinsam ein Stück felsigen Bodens billig kaufen – ein Grundstück, das letzterem zunächst unfruchtbar schien. Den Bedenken des Arztes entgegnet der Obrist: *«Die Föhrenpflanzung wird noch stehen, wenn viele andere Wälder, daraus wir jetzt Holz nehmen, verschwunden sind, und in Felder und Wiesen verwandelt wurden. Die Föhrenpflanzung wird stehen, weil sie dann noch nicht zu einem Feld- und Wiesengrunde wird tauglich sein, aber Holz werden die Menschen aus ihr nehmen, wenn Holz schon kostbarer geworden ist, als jetzt. Und wenn die Föhren ihre Nadeln fallen lassen, und unter sich die Feuchte und den Regen erhalten, wird sich der Grund verbessern und lockern, und in tausend Jahren kann vielleicht auch die Föhrenpflanzung in Feld verwandelt werden, wenn alsdann die Menschen dichter wohnen, und ihnen das Ertragnis des Feldes wertvoller erscheint, als das Holz, das die Föhren liefern.»* Der Doktor erzählt weiter: *«Ich willigte freudig ein, als er dieses gesagt hatte, und schämte mich, einen so kleinen Zweck gehabt zu haben.»* («Studien». Winkler-Verlag, München 1966, S. 517 f.).

Wer hier aufforstet, kann die langfristig anfallenden Erträge kaum selber internalisieren, der Nutzen fällt insbesondere bei künftigen Generationen an. Die Probleme werden von Stifter klar erkannt; die Lösung sieht er freilich noch ganz in freiwilligem, gemeinwohlorientierten Verhalten, nicht in materiellen Anreizen. Der die Wirtschaft (hier noch der primäre Sektor) und die Natur umschliessende Kreislauf stellt für die moderne Umweltökonomie ein zentrales Konzept dar. Ob *Novalis* Jahrzehnte zuvor auch einen derartigen ökonomisch-ökologischen Kreislauf im Auge hatte, als er in der «Enzyklopädie» schrieb: *«Man muss die ganze Erde wie ein Gut betrachten und von ihr Ökonomie lernen?»* («Werke und Briefe». Winkler-Verlag, München 1962, S. 509).

In anderen literarischen Werken besteht eher die Neigung, die natürliche Umwelt als Bedrohung des Menschen, als Naturgewalt zu sehen. Der haushälterische



Kalliope (gr. «die Schönstimmige»), griechische Muse der erzählenden Dichtung, übergibt Homer die Tafeln, auf denen der Dichter sein Werk schreiben wird, im Genuss der unmittelbaren Eingebung Kalliopes. Louvre, Photo: Giraudon.

(eigentlich *ökonomische*) Umgang mit Natur tritt dort als Thema hinter dem der Natur als Gefahr zurück. Vom vorher genannten Adalbert Stifter ist der «Bergkristall» dieser Richtung zuzurechnen. *Theodor Storms* Erzählung «Der Schimmelreiter» ist zu einem grossen Teil dem Kampf gegen die Naturgewalt des Meeres gewidmet. Auch in «Derborence» von *Charles-Ferdinand Ramuz* erscheint die Natur als Gefährdung des Menschen.

Neben der schutzbedürftigen Umwelt als Gegenstand literarischer Werke spielen Kunst und Kultur zudem eine *tatsächliche* Rolle in der Relation von Wirtschaft und natürlicher Umwelt. Kultur-Konsum ist ressourcenschonender als Konsum materieller Güter. Diese relative Umweltfreundlichkeit gilt auch für solche materielle Güter, bei denen z. B. der Design-Anteil an der Wertschöpfung hoch ist. Ganz allgemein vertritt der Wirtschaftsethiker *Peter Koslowski* die Auffassung, dass eine stärkere Durchdringung der Wirtschaft mit Kultur Zieldefizite wie Umweltzerstörung und Arbeitslosigkeit abbauen könne⁹. Der Bezug zur Wirtschaftsethik gibt mir das Stichwort dafür, zum Thema der – nunmehr eher normativen – ökonomisch relevanten Aussagen in der Belletristik zurückzukehren.

Werte und Präferenzen: ein Brückenschlag zwischen Weltliteratur und Ökonomie samt Wirtschaftsethik

Aussagen über wirtschaftliche, soziale und politische Verhältnisse sind in der Belletristik typischerweise mit Einzelschicksalen verwoben. Deshalb ist ein Roman, ein Epos, ein Drama im wertfreien Raum schwer denkbar. Auch in den Wirtschaftswissenschaften denkt man seit einigen Jahren wieder vermehrt über normative Dimensionen des Faches und insbesondere über Wirtschaftsethik nach. Ursprünglich war die Wirtschaftsethik untrennbar mit der Lehre von der Wirtschaft verbunden. Was *Aristoteles* über die Wirtschaft sagte, war grösstenteils normativ. Im Unterschied zur Selbstversorgung und zur natürlichen Erwerbskunst, die im Dienste der Hauswirtschaft steht, lehnte er eine Bereicherungskunst ab, die auf Erwerb um des Erwerbs willen abzielt. Die mit dieser (nach *Aristoteles* fehlgeleiteten) Erwerbs-

kunst verbundene Unersättlichkeit illustrierte er in seinem Werk «Politik» unter anderem mit der Midas-Sage. Dieser König soll alles, was er anrührte, in Gold verwandelt haben: auch Nahrungsmittel; Midas musste – als Reicher – jämmerlich verhungern.

Ein verwandtes Thema zeigt sich bei *Dante Alighieri* in dessen «Göttlicher Komödie». Im Ersten Gesang des «Inferno» heisst es über eine die Habgier verkörpernde Wölfin, das Tier sei so ruchlos und verdorben, «*dass niemals seine brünstige Gier sich sättigt, und nach dem Frass ist grösser nur sein Hunger*» (Manesse Verlag: Zürich, 2. Aufl. 1963, S. 50). Wenn sich mit wachsendem Konsum des gleichen Gutes (oder mit zunehmender Vermögensbildung) keine Sättigung einstellt, so werden wir an Suchtphänomene erinnert: hier eben an Habsucht. In menschlicher Gestalt erscheint Habsucht etwa in Gotthelfs «Geld und Geist», verkörpert im Dorngrütbauern.

Solche und andere Präferenzmuster anzuklagen, ist eine Sache, sie zu bekämpfen eine andere. In der modernen normativen Diskussion werden den je gegebenen Wünschen der Akteure durchaus auch individuelle Werte gegenübergestellt, die als Metapräferenzen die momentanen Geschmacksurteile überlagern. *McCloskey* sieht gerade bei dieser Frage nach dem, was man wollen soll, eine enge Parallele zwischen Ökonomie und Literatur¹⁰. *Elster* knüpft bei der Behandlung unvollkommener Rationalität, in der sich solche Metapräferenzen nicht gleichsam automatisch gegen momentane – möglicherweise selbstzerstörerische – Wünsche durchsetzen, an *Homers* «Odyssee» an. Er nennt sogar sein Buch nach einer in diesem Kontext zentralen Episode im zwölften Gesang¹¹. Dort lässt sich Odysseus von seinen Gefährten an den Mast des Schiffes binden, damit er dem Gesang der Sirenen widerstehen kann, und er weist seine Freunde an, die Fesseln noch zu straffen, wenn er von letzteren befreit sein möchte. Mit diesem Beispiel aus der antiken Literatur, in welcher man nicht nur Parallelen zur aktuellen Diskussion in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften erkennt, sondern die die heutige Wissenschaft tatsächlich beeinflusst hat, möchte ich diesen Beitrag schliessen. ♦

9 *Peter Koslowski: Prinzipien der Ethischen Ökonomie.* J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1988, S. 116 f., 144 ff.

10 *Donald N. McCloskey: The Rhetoric of Economics.* Harvester Press, Wheatsheaf Books, Brighton 1986, S. 66 ff.

11 *Jon Elster: Ulysses and the Sirens. Studies in Rationality and Irrationality.* Cambridge University Press, Cambridge etc., 2. Aufl. 1984, bes. Kap. II.